

# STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN

N° 76 **POLIZEI**  
SPIEGEL DER GESELLSCHAFT?

## HUNDERT BLUMEN

„manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht velwechtern / werch ein illtum“, heißt es in Ernst Jandls bekanntem Gedicht „lichtung“. Früher war es charakteristisch für die Linke, jene gesellschaftlichen Zustände zur Debatte zu stellen, deren breite Thematisierung den Herrschenden bei ihrem Machterhalt unangenehm werden konnte. Diese „Tabus“ öffentlich zu machen und einer gnadenlosen Kritik zu unterziehen, galt als linke Tat. Überhaupt war „über alles reden“ zu wollen ein Charakteristikum jeder sozialen Bewegung, welche dem linken Lager zugeschlagen wurde.

Inzwischen scheint sich das Blatt gewendet zu haben. Die linken Positionen sind heute moralisch „konsolidiert“. Empörung über die Infragestellung einer ethisch gesicherten Gewissheit kennzeichnet die linke Tradition mehr als eine dynamische Kritik der Missstände. Viele „Fortschrittliche“ schwelgen in ihrem vom Weltschmerz angestifteten Sinn für sprachlich korrekte Gerechtigkeit und versuchen den Kummer ob der Selbstisolation in der Party-Stimmung zu ersaufen, die den meisten politischen Demonstrationen derzeit innewohnt.

Das rechte Lager hingegen hat das linke Erbe an sich gerissen. Rechte PolitikerInnen sprechen „Tabus“ an, die von „linken Gutmenschen“ in die Welt gesetzt worden seien, und rechte JournalistInnen basteln, begleitet vom Brustton demokratischer Offenheit und menschenrechtlicher Überzeugung, wieder an einer Sprache, die Dinge „beim Namen nennen“ sollte. Vergnüglich weisen sie dabei auf die Distanz hin, die zwischen den Ängsten-Wünschen Meinungen der Bevölkerung und den abgehobenen Gutmensch-Tabus bestehe. „Die Linken sind nicht imstande, euch zu verstehen und zu vertreten; wir machen nun für euch den Dolmetsch“, signalisieren diese HofsängerInnen der rechten Welt-dynastie jenen Teilen der Bevölkerung, die für Ressentiments besonders anfällig sind. Aber das gesellschaftliche Interesse an Ressentiments ist inzwischen weiter

verbreitet. Aus der Schlupfloch-Empörung „Das wird man doch noch sagen dürfen“ ist inzwischen eine fast EU-weit geteilte Überzeugung hervorgegangen: „Mag der Ton manchmal auch ein bisschen zu harsch und gestrig anfallen; endlich wird aber über das Thema geredet! Das ist mutig.“

Die so genannte Sarrazin-Debatte, die Diskussion über die Deportation von Roma aus Frankreich und – last but not least – der Wahlkampf in der Steiermark und in Wien sind nur drei aktuelle europäische Beispiele für diese „Lechts-Rinks-Velwechsrung“. Die Rechten jeglicher Couleur ziehen derzeit unter dem Applaus der liberalen „Reden wir darüber“-BürgerInnen eine Parade ab, die nachgerade an die „Hundert-Blumen-Bewegung“ in der Volksrepublik China erinnert. Der Parteiführer Mao Zedong hatte in einer September 1956 gehaltenen Rede Intellektuelle und KünstlerInnen seines Landes eingeladen, sich über den Zustand der chinesischen Gesellschaft unter der Führung von kommunistischer Partei kritisch zu äußern. Berühmt wurde dabei seine – auf die Zeit der Streitenden Reiche rekurrende – Formel: „Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Schulen miteinander wetteifern!“

Sarrazin, Sarkozy, Strache, Marek, Fekter und ihre journalistischen Flanken – hierzulande vor allem in *Die Presse* tätig – laden die (europäische) Öffentlichkeit ein, über die integrationsunwilligen, Ehrenmorde verübenden und Zwangsehen stiftenden, ihre Kinder vernachlässigenden, der jeweiligen Landessprache sich verweigenden ImmigrantInnen zu „reden“. Dass dabei hightech-rassistische Sager wie „Juden-Gen“ fallen, nimmt man irgendwie in Kauf, denn schließlich wird ja über das Problem Zuwanderung „mutig geredet“.

Leider vergessen die Plauder-Liberalen dabei zwei Umstände. Erstens wird nicht erst heute über Zuwanderung und über die „Integrationsprobleme“ mancher ImmigrantInnen geredet. Aus bloßer Erinnerung möchte ich sogar behaupten,

dass in den meisten europäischen Ländern in den letzten zwei Jahrzehnten fast kein anderes Thema öffentlich so heftig und beständig diskutiert wurde wie dieses. Das Problem der öffentlichen Wahrnehmung von Nachkriegsmigration liegt nicht in einem Zuwenig, sondern in einem Zuviel des Geredes darüber.

Zweitens blenden viele Redewillige gerne aus, wer in welcher Sprache und mit welchen Argumenten dieses Integrations-Gerede immer erneut lostritt. Nehmen wir zur Veranschaulichung ein anderes gesellschaftspolitisches Thema, das nicht weniger brisant ist: Verkehrsunfälle. Würden Sie eine öffentliche Debatte über dieses Thema auf den „mutigen Überlegungen“ gründen lassen, die etwa ein Geisterfahrer von sich gibt? Würden Sie seinem Argument folgen wollen, Verkehrsunfälle auf Autobahnen würden deswegen passieren, weil die „anderen“ zu schnell fahren?

Klar, es ist schön und leicht zu reden, solange die Rede jener, über die geredet wird, ungehört bleibt. So war es in der antiken Demokratie, so soll es auch in deren modernen Version bleiben. Hauptsache, wir hören unsere eigene Stimme und wissen, dass wir leben: in einer Demokratie. Und wir wissen somit auch, dass unsere Demokratie lebt. Reden wir also über integrationsunwillige ImmigrantInnen (nicht aber über deren fehlenden Rechte), brechen wir alle Gutmensch-Tabus, lassen wir hundert Blumen blühen!

Apropos Blumen: Die Hundert-Blumen-Kampagne endete in China nach kaum einem Jahr, da die Kritik an gesellschaftlichen Missständen unerwartet breit und radikal ausfiel, und führte zu einer beispiellosen Verfolgung der KritikerInnen. Wenn die „kritischen“ Euro-BürgerInnen die von den Rechten besetzte altlinke „Redelust“ heute gutheißen, sollten sie vielleicht auch diese historische Tatsache bedenken. Damit sie am Ende nicht sagen müssen: „werch ein illtum!“

Hakan Gürses

### IMPRESSUM

**STIMME von und für Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/966 90 01, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/966 90 03, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. **Chefredakteurin:** Gamze Ongan. **Redaktionelle Mitarbeit:** Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Helga Pankratz, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig. **Ständige Autorinnen:** Vlatka Frketic, Hakan Gürses, Kahlauser, Gerald K. Nitsche, Erwin Riess. **Zeichnungen:** Petja Dimitrova, Hakan Gürses. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Aboverwaltung:** Rahel Baumgartner (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- (Ausland: € 30,-) /für Vereinsmitglieder kostenlos.

<b>IMPRESSUM</b>	<b>2</b>
<b>POLIZEI UND MINDERHEITEN – EINE MENSCHENRECHTSPERSPEKTIVE</b> Walter Suntinger	<b>4</b>
<b>COPS UNTER DEM REGENBOGEN. LESBEN, SCHWULE UND TRANSGENDER IN DER POLIZEI</b> Sonja Hofmair	<b>7</b>
<b>DIE FARBEN DER WELT WAHRNEHMEN LERNEN. INTERKULTUR-TANDEM</b> Susanna Gratzl und Maria Hirtenlehner	<b>9</b>
<b>UNABSICHTLICH GETÖTET? SIEBEN JAHRE IST SEIBANE WAGUE BEREITS TOT – EIN RÜCKBLICK</b> Aram Ghadimi	<b>11</b>
<b>WARUM HERR GROLL UND DER DOZENT IN CELJE ENGLISCH SPRACHEN</b> Erwin Riess	<b>13</b>
<b>MITTELPOSTER: „BESONDERS AGGRESSIV ... ELIMINIEREN!“</b> Can Gülcü und Ljubomir Bratić	<b>16</b>
<b>HER MIT DEM 16-STUNDEN-TAG! FRIGGA HAUG ÜBER EINE POLITIK VON FRAUEN FÜR EINE NEUE LINKE</b> Alexandra Siebenhofer	<b>18</b>
<b>SCHNAPSEN, KEGELN, SCHNITZEL-ESSEN. ÖSTERREICHISCHE HEIMATVEREINE IN DER SCHWEIZ</b> Gaby Fierz	<b>19</b>
<b>BRIEF NACH ISTANBUL</b> Gerald Kurdoğlu Nitsche	<b>22</b>
<b>GESCHEHEN</b>	<b>23</b>
<b>KULTUREN &amp; KÜNSTE</b>	<b>24</b>
<b>AN ORT UND STELLE</b> Vlatka Frketic	<b>26</b>
<b>TIPPS</b>	<b>27</b>
<b>KAHLAUERS TAGEBUCH</b>	<b>30</b>



Alle Themenfotos, wenn nicht anders angegeben: © 2010 Photos.com

## THEMA: POLIZEI Spiegel der Gesellschaft?

Polizei und Minderheiten – ein schwieriges Verhältnis. Internalisierte Vorurteile und Verfolgung bis hin zum Ausschluss gewisser Gruppen aus dem Berufsstand bestimmen die Geschichte und prägen die gegenseitige Wahrnehmung.

Die zahlreichen Vorfälle der vergangenen Jahre, bei denen Angehörige ethnischer Minderheiten, insbesondere Schwarzafrikaner, bei Polizeieinsätzen schwer verletzt worden oder gar gestorben sind sowie unzureichende Verfolgung rassistisch motivierter Straftaten weisen auf ein ernstes strukturelles Problem innerhalb der österreichischen Exekutive hin.

Nicht zuletzt aufgrund dieser Vorfälle gibt es aber auch ernsthafte Bemühungen, die Polizei hinsichtlich der Menschenrechte fortzubilden sowie Minderheitenangehörige in die Exekutive einzubeziehen. So startete etwa die Wiener Polizei im Jahr 2007 eine Werbeoffensive für BewerberInnen mit Migrationshintergrund. Bis 2012 soll in jeder Polizeidienststelle mindestens eine Person aus einer Zuwandererfamilie im Dienst sein.

Die STIMME-AutorInnen widmen sich diesem schwierigen Thema aus unterschiedlichen Perspektiven. Einleitend geht **Walter Suntinger** auf die normativen und praktischen Dilemmata ein, wenn die für die Aufrechterhaltung der Herrschaftsordnung mit dem Gewaltmonopol ausgestattete Polizei auf Minderheiten trifft.

Ausgehend von einem Gespräch mit Ewald Widi, Gründer und Obmann des Vereins „GayCops Austria“, erörtert **Sonja Hofmair** das Spannungsfeld homosexueller PolizistInnen zwischen Durchsetzung rechtlicher und dem Aufbrechen gesellschaftlicher Normen.

Seit 1998 findet im internationalen Zentrum für Kulturen und Sprachen ein von der Sicherheitsakademie des Innenministeriums finanzierter Lehrgang für Führungskräfte der Polizei statt. Die Projektleiterinnen **Susanna Gratzl** und **Maria Hirtenlehner** geben einen Einblick in die Schwierigkeiten und Erfolge des Lehrgangs „Polizeiliches Handeln in einer multikulturellen Gesellschaft“.

Ein Höhepunkt des gewaltsamen polizeilichen Umgangs mit Schwarzafrikanern

war der Tod von Seibane Wague 2003. Der Beitrag von **Aram Ghadimi** bietet einen Rückblick auf die Ereignisse um den Fall Wague, der bis heute weder im Strafrechtsmaß noch strukturell ernstzunehmende Konsequenzen nach sich zog.

**Erwin Riess** schließlich begibt sich mit seinen Helden Groll und dem Dozenten nach Celje in Slowenien. Tief beeindruckt vom Gesehenen im städtischen Zeitgeschichtemuseum über die Jahre der deutschen Okkupation 1941–1945 führen die Freunde ihre Konversation in Englisch fort.

Das Mittelposter trägt den Titel „Besonders aggressiv... eliminieren!“, zusammengesetzt aus Aussagen hochrangiger österreichischer PolitikerInnen im Zusammenhang mit AsylwerberInnen. Das Plakat stammt aus der Serie „Staatskörper“ – das Ergebnis einer Zusammenarbeit von **Can Gülcü** und **Ljubomir Bratić** über Staatsgewalt auf die Körper von MigrantInnen und ihrer medialen Repräsentation.

Informative Lektüre wünscht  
**Gamze Ongan** Chefredakteurin

## POLIZEI UND MINDERHEITEN EINE MENSCHENRECHTSPERSPEKTIVE

Walter Suntinger

*„Die Gewährleistung der Menschen- und Bürgerrechte erfordert eine öffentliche Gewalt. Diese Gewalt ist also zum Vorteil aller eingesetzt und nicht für den besonderen Nutzen derer, denen sie anvertraut ist.“*

Art.12 der Französischen Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers 1789

### Eigene Position und Menschenrechtsverständnis

1. Jede inhaltliche Position zu einem Thema, alle „Gesichtspunkte [sind] [...] Ansichten von einem bestimmten Standort, von einer bestimmten Position im sozialen Raum aus“. (Bourdieu 1992: 143) Es gibt keinen objektiven Gesichtspunkt, aber es ist möglich und geboten, den eigenen Standort im Sinne einer „Teilnehmenden Objektivierung“ explizit zu machen und damit mögliche Quellen von subjektiven Verzerrungen zu benennen. Wenn ich also auf unser Thema schaue, tue ich das vom Standort eines Menschenrechtsaktivisten und -beraters, der im Menschenrechtsfeld sozialisiert wurde und sich seit 1997 als Trainer der Polizei, seit 1999 im Rahmen des Menschenrechtsbeirats und seit 2008 im Projekt „Polizei.Macht.Menschen.Rechte“ immer stärker ins polizeiliche Feld hineinbegeben hat. Mit diesem Wechseln meiner „Position im sozialen Raum“ haben sich auch einige meiner Sichtweisen verändert bzw. geschärft, vor allem im Hinblick auf die Komplexität polizeilicher Arbeit.

2. Diese Schärfung der Sichtweise betrifft auch das Verständnis des Zusammenhangs von Menschenrechten und Polizei: Das Bild der Polizei als Menschenrechtsschutzorganisation in einem demokratischen Rechtsstaat hat sich als überaus hilfreich erwiesen, um die üblicherweise negative Besetzung des Themas Menschenrechte abzuschwächen und damit eine sachliche(re) Kommunikation über sensible Fragen zu ermöglichen. Auf internationales Recht gestützt, wird dieser veritable

Paradigmenwechsel in den letzten Jahren zunehmend international und auch in Österreich relevanter. Ein einfaches Beispiel zur Veranschaulichung: Wenn die Polizei Maßnahmen gegen Gewalt in der Familie trifft, etwa durch Wegweisung des prügelnden Mannes aus der gemeinsamen Wohnung, dann schützt sie das Menschenrecht auf Schutz vor Folter bzw. unmenschliche Behandlung auf privater Ebene.

Um diese menschenrechtliche Schutzfunktionen wahrzunehmen, darf und muss die Polizei in andere Menschenrechte eingreifen; in diesem Fall: das Recht auf Privatleben und das Hausrecht. Damit ist auch die Hauptschwierigkeit schon genannt: Die Polizei hat eine menschenrechtliche Doppelrolle: einerseits Schutz der Menschenrechte, andererseits Eingriff in die Menschenrechte. Und diese Doppelrolle bringt ein Spannungsverhältnis, das die gesamte Polizeiarbeit prägt, sowie normative Dilemmata, die vorerst die handelnden Polizistinnen und Polizisten zu lösen haben.

### Ansprüche an die Polizei ...

3. Die Frage des Zusammenlebens in einer zunehmend diversitär werdenden Gesellschaft wird immer stärker zu einer Schlüsselfrage. 1,4 Millionen in Österreich lebende Menschen haben laut Statistik Austria so genannten Migrationshintergrund. Das heißt auch: Gesellschaftliche Konflikte, die im wesentlichen Macht- und Verteilungsfragen betreffen, nehmen zunehmend eine kulturelle Dimension an, deren Bedeutung oft überbewertet wird; Konflikte werden „kulturalisiert“. Tatsächlich stellen sich angesichts des (nicht umkehrbaren) Trends zu größerer gesellschaftlicher Diversität grundlegende Fragen des Zusammenlebens im Staat von Neuem. Was es dabei braucht, ist ein realistischer Blick statt Träumerei von einem Österreich „wie es (immer) war“, und entsprechender Realitätsverweigerung.

4. Menschenrechte stellen universelle Regeln des friedlichen Zusammenlebens der Menschen dar und haben das wesentliche Ziel, Machtmissbrauch und

Leidenszufügung zu verhindern. Etwas genauer:

a) Menschenrechte zielen darauf ab, die Bedingungen zu schaffen, damit (wesentliche) Bedürfnisse der Menschen (physiologische, Sicherheits-, Anerkennungs-, Identitäts- und Entfaltungsbedürfnisse) befriedigt werden.

b) In gewisser Weise funktionieren sie dabei wie Verkehrsregeln: Sie stellen ein System bereit, um die unterschiedlichen Interessen in der Gesellschaft auszubalancieren, vor allem mit Hilfe der Idee des „rechten Maßes“, juristisch des Verhältnismäßigkeitsgrundsatzes.

c) Sie sollen gegen die negativen Auswirkungen von tatsächlich bestehenden ungleichen Machtverhältnissen schützen. Sie richten sich dabei sowohl vertikal gegen staatlichen Machtmissbrauch und horizontal – indirekt – gegen Machtmissbrauch von Privatpersonen, wie oben gezeigt.

5. „Der Minoritätenschutz ist die wesentliche Funktion der so genannten Grund- und Freiheits- oder Menschen- und Bürgerrechte.“ (Kelsen 1920: 23) Menschenrechte dienen dem Schutz der Minderheit gegenüber der Mehrheit, indem bestimmte Grundpositionen der Gestaltung auf der Basis des Mehrheitsprinzips entzogen werden. Im Klartext: Es verbietet sich, über die Minoritätenfrage oder über die Anwendung der Folter die Mehrheit befinden zu lassen. Darüber hinaus haben einige Menschenrechte besondere Bedeutung für Angehörige von Minderheiten: Allen voran das Prinzip der Gleichheit, das gleiche Anerkennung und Behandlung sichert, sowie jene Rechte, die die Identität, eine spezifische Lebensweise oder kulturelle Praktiken schützen, wie etwa das Recht auf Privatheit und das Recht auf Religion.

6. Der Polizei kommt vor diesem Hintergrund eine Schlüsselstellung zu, in zweifacher Hinsicht: Erstens, die Polizei ist der wesentliche Garant für



die Aufrechterhaltung eines friedlichen Zusammenlebens, direkter Konfliktakteur und eine Organisation zur Abwehr und Bekämpfung von Bedrohungen. Zweitens, die Polizei ist dazu mit dem Gewaltmonopol ausgestattet und ist – als einzige Institution – damit beauftragt und dazu legitimiert, physische Gewaltmittel anzuwenden. Dies bedeutet eine wesentliche Machtposition, die sie sowohl positiv als auch negativ nutzen kann.

7. Somit ergibt sich ein höchst anspruchsvolles normatives Postulat an die Polizei in der modernen (Konflikt-)Gesellschaft, in der sich überdies die Konfliktlinien ständig verändern. Sie ist – im Sinne des erwähnten Artikels der Französischen Menschenrechtserklärung – „zum Vorteil aller, und nicht zum besonderen Nutzen derer, denen sie anvertraut ist“. Dies erfordert ein entsprechendes Bewusstsein für die Gesamtheit der Menschenrechte und entsprechende Sensibilität für Minderheitenpositionen. Die Menschenrechte sollen gestalterische Wirkung auf individueller und organisationsbezogener Ebene entfalten, indem sie in den Habitus der PolizistInnen und die polizeilichen Organisationsstrukturen Eingang finden, quasi internalisiert werden.

### ... im Bewusstsein der Realität

8. Will die Polizei diesem Anspruch gerecht werden, braucht es einen nüchternen Blick auf die Realität der Polizei, ohne deren Komplexität zu reduzieren. Im Folgenden werden nur einige Charakteristika des polizeilichen Feldes angesprochen, die im Hinblick auf die Interaktion vor allem mit Angehörigen von Minderheiten besonders relevant und potentiell konfliktträchtig sind. Mehrere Ebenen sind zu unterscheiden:

a) **Auf der Ebene Polizei** Zunächst ist die Frage zu stellen: Wem ist die Polizei „anvertraut“? Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich die Polizei als Instrument der politischen Machthaber entwickelt hat. In der Demokratie ist sie letztlich Organ der politischen Repräsentanten der Mehrheit. Weiters: Die Polizei ist eine traditionell homogene, aus der militärischen Tradition kommende, männlich dominierte Organisation. Die Aufnahme von Frauen und – allgemein – Initiativen in Richtung größerer Diversität innerhalb der Organisation stießen/stoßen auf weit verbreitete Skepsis und teilweise vehementen Widerstand.

b) **Auf der Ebene der Gesellschaft** Existierende Bilder über sich selbst und

über andere sind das Resultat von langen Sozialisationsprozessen. So hat sich etwa die Kolonialgeschichte mit ihren rassistischen Mustern in den Wahrnehmungs-, Denk- und Bewertungsmustern (Habitus) von uns allen eingeschrieben. Diese Muster sind gesellschaftlich weiterhin immens wirksam. Will man wirklich genau hinschauen, entdeckt man eine empirisch relativ gut gesicherte „Banalität des Rassismus“ (Terkessides 2004), und niemand ist davor gefeit. Die PolizistInnen sind Teil der mit (diskriminierenden und freundlichen) Bildern ausgestatteten Gesellschaft.

c) **Auf der grundsätzlichen Ebene der Wahrnehmung** Seit Kant wissen wir: Wir Menschen finden die Welt nicht als solche vor, sondern konstruieren sie aktiv. Konkret: Wie die Polizei Situationen einschätzt und darauf reagiert, hängt mit den Bildern zusammen, die in den Individuen habituell und in der Organisation strukturell abgelegt sind. Insbesondere die im Unbewussten existierenden Bilder sind besonders relevant. Das Abrufen des Bildes des „aggressiven Schwarzafrikaners“ hat konkrete Auswirkungen darauf, welche Gefahr gesehen wird und welche Reaktion angemessen erscheint.



d) Schließlich besteht die ständige Gefahr von Fehlern der Einschätzung von (verbalem und nonverbalem) Handeln, wenn Menschen mit unterschiedlicher kultureller Prägung miteinander zu tun haben. Klassisches Beispiel im Polizeikontext: In vielen Kulturen gilt es als unangemessen, einer Amtsperson in die Augen zu schauen. Laut polizeilicher Vernehmungslehre hingegen untergräbt die Verweigerung des direkten Augenkontakts die Glaubwürdigkeit der Aussage.

9. Diese Umstände, die ein weites Feld für einseitige Sichtweisen, Missverständnisse und Fehler eröffnen, werden nun beim Gewaltmonopolisten Polizei besonders relevant. Angesichts der Tatsache, dass polizeiliche Fehler besonders gravierende Auswirkungen haben (können), muss sich die Polizei einem besonderen intensiven Reflexions- und Diskussionsprozess stellen, auf allen bürokratischen Ebenen, vom Inspektor auf der Straße bis in die Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit, einschließlich der ministerialen Ebene. Es ist kein Zufall, dass das polizeiliche Feld am stärksten rechtlich determiniert ist und das dichteste Netz von beobachtenden und kontrollierenden Akteuren aufweist, von den Gerichten über den Menschenrechtsbeirat bis zu den Medien und NGOs.

#### Wo stehen wir in Österreich?

10. Betrachtet man die Entwicklung der Polizei in den letzten 20 Jahren, sind interessante Entwicklungen erkennbar, wobei das Ergebnis höchst ambivalent erscheint. Einerseits ist ein klarer Schub

der Professionalisierung und eine Entwicklung von rechtsstaatlichem und menschenrechtlichem Bewusstsein zu sehen, etwa seit der Verrechtlichung durch das Sicherheitspolizeigesetz 1991, der Einzug von expliziten Menschenrechtsinhalten und Sensibilisierungsprogrammen in die Ausbildung sowie menschenrechtliche Kontrolle und Organisationsreformen, etwa die verstärkte Aufnahmen von Personen mit Migrationshintergrund. Andererseits wirken sich die (unvermeidliche) Trägheit einer großen und relativ geschlossenen (Macht-)Organisation bremsend und die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kontraproduktiv aus. Und die vielen Fälle von gerichtlich festgestellten Menschenrechtsverletzungen in den letzten Jahren – exemplarisch: Markus Omofuma, Seibane Wague, Bakary Jasse, die fehlenden staatlichen Schutzaktionen zugunsten von bedrohten und ermordeten Frauen, die vom UN-Frauenrechtsausschuss verurteilt wurden – zeigen die Problematik deutlich. In allen diesen Fällen steht zur Diskussion, ob bestimmte Identitätsmerkmale der betroffenen Personen die Art des polizeilichen Handelns bestimmt haben.

11. Die wahrscheinlich wirkmächtigste Rahmenbedingung ist dabei der weitgehend verwahrloste Diskurs über und die von repressivem Geist getragene Politik der Integration von Zuwanderern in Österreich, die wesentliche empirisch gesicherte Fakten, etwa zur demografischen Entwicklung, ausblenden und weiterhin – in Widerspruch zu den Menschenrechten – von der Idee der Assimilation von Zuwanderern geprägt sind, auch wenn dies in der offiziellen Rhetorik abgestritten wird. Die restriktiven Fremdengesetze der letzten zwanzig Jahre geben beredetes Zeugnis davon.

12. Diese Defizite werden auch im Verhalten politischer VerantwortungsträgerInnen deutlich, die von mangelndem Menschenrechtsbewusstsein zeugen. Ernst Strassers Vorgehen gegen MenschenrechtsanwältInnen im Zusammenhang mit den (gerichtlich festgestellten) Menschenrechtsverletzungen gegen tschechische AsylwerberInnen an der tschechischen Grenze 2004, die fehlende Entschuldigung von der verstorbenen Innenministerin Liese Prokop bei den Angehörigen von

Seibane Wague und dem Folteropfer Bakary Jasse, die kontraproduktiven integrationspolitischen Erklärungen von Maria Fekter, etwa zu den Kulturdelikten. Die Liste ließe sich fortsetzen.

13. Viel sagend ist auch der Umgang der polizeilichen Bürokratie mit Rassismuskorrekturen. Der Amnesty International-Bericht 2009 über (institutionellen) Rassismus („kollektives Versagen, Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe, Kultur oder ethnischen Herkunft eine angemessene und professionelle Dienstleistung zu bieten“) hat zu heftiger Ablehnung und Verleugnung geführt, die ein gering entwickeltes Bewusstsein deutlich machen und damit einen Indikator für das Bestehen genau dieses kollektiven Versagens bilden: Versagen beginnt beim Nicht-Hinschauen-Wollen.

14. Wie die Gesellschaft insgesamt, steht die Organisation Polizei also vor wesentlichen Fragen und Herausforderungen im Umgang mit den Menschen in einem zunehmend globalisierten Kontext. Diese Fragen betreffen das Selbstverständnis, das konkrete Einschreiten unter Bedachtnahme auf die Menschenrechte und die Organisationsstrukturen. Die Zielvorgabe steht in den menschenrechtlichen Orientierungssätzen des Innenministeriums aus 2009: „Ziel unseres Handelns ist es, die Menschenrechte zu schützen und zu achten, und für alle Menschen [Hervorhebung durch den Autor] das größtmögliche Vertrauen in ihre Freiheit und Sicherheit zu schaffen.“<sup>1</sup>

#### Fußnote:

<sup>1</sup> siehe: [www.bmi.gv.at/cms/cso3documents-bmi/787.pdf](http://www.bmi.gv.at/cms/cso3documents-bmi/787.pdf) (Zugriff am 12.9.2010).

#### Literatur:

Bourdieu, Pierre (1992): *Rede und Antwort*.

Suhrkamp: Frankfurt am Main.

Kelsen, Hans (1920): *Vom Wesen und Wert der Demokratie*. J.C.B. Mohr: Tübingen (zitiert nach 2. Auflage 1929).

Terkessides, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. transcript Verlag: Bielefeld.

Amnesty International (2009): *Österreich: Opfer oder Verdächtige. Eine Frage der Hautfarbe*. AI: London: 8.

**Walter Suntinger**  
ist Menschenrechtskonsulent  
und Jurist.

## COPS UNTER DEM REGENBOGEN

### Lesben, Schwule und Transgender in der Polizei

Sonja Hofmair

*Polizei und Homosexualität ist ein ungewöhnliches, wenn nicht sogar widersprüchliches Begriffspaar. Ein Streifzug durch das gesellschaftliche Spannungsfeld, in dem schwule, lesbische und transgender Polizist\_innen arbeiten, basierend auf einem Gespräch mit Ewald Widi, Gründer und Obmann der „GayCops Austria“.*

Schwule, Lesben und Transgender in der Polizei? Im ersten Moment ein seltsam anmutender Gedanke. Immerhin blicken Homosexuelle auf eine jahrhundertlange Unrechtsgeschichte und die daraus resultierende Verfolgung durch die Polizei zurück. Die Kriminalisierung von Homosexualität – diffamierend als „widernatürliche Unzucht“ bezeichnet – war bis 1971 im § 129 des Österreichischen Strafgesetzbuches verankert. Die Angst vor der Polizei ist ein stetig wiederkehrendes Thema in Biografien von Schwulen und Lesben – sie erzählen vom Verstecken und Vertuschen, von Razzien, Verhören und Prügeln.

Vor fünf Jahren haben sich nun homosexuelle Polizist\_innen aus Österreich zu einer Initiative zusammengeschlossen, die gegen Vorurteile und Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Transgendern in der Exekutive ankämpft. Seit 2007 sind die „GayCops Austria“ als Verein organisiert und zählen derzeit rund 70 Mitglieder. Ziel ihrer Arbeit ist einerseits, ein Bewusstsein für LGBT-Anliegen innerhalb der Polizei zu schaffen, andererseits das Vertrauen der Community in die Polizei und ihre Arbeit zu fördern. Damit befinden sich die GayCops in einem Spannungsfeld zwischen der Durchsetzung rechtlicher Normen aufgrund ihrer beruflichen Funktion und dem Aufbrechen gesellschaftlicher Normen aufgrund ihres Engagements für Lebensentwürfe abseits von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität.

#### Bedrohlich und belächelt

Noch immer ist die Polizei eine männlich dominierte Arbeitswelt. Derzeit sind 87,6 Prozent der österreichischen Exekutivbeamten männlich. In Räumen, die weitgehend Männern vorbehalten sind, ist Homophobie –

insbesondere Schwulenfeindlichkeit – besonders verbreitet. Nach der australischen Männlichkeitsforscherin Raewyn Connell ist dieser Abwertungsprozess für die Konstruktion von Männlichkeit bedeutsam. Zum einen ist für Connells Männlichkeitskonzept die strukturelle Dominanz von Männern gegenüber Frauen ausschlaggebend, da von dieser alle Männer profitieren. Weiters gibt es aber eine Vielzahl an unterschiedlichen Männlichkeiten, die nicht einfach gleichwertig nebeneinander existieren, sondern in einem hierarchischen Verhältnis stehen – bestimmte Männlichkeiten werden ausgegrenzt und untergeordnet. Dies trifft auf homosexuelle Männlichkeiten besonders stark zu: „Es gibt in der westlichen Welt keine Beziehung unter Männern, die mehr symbolische Last tragen würde als jene zwischen Schwulen und Heterosexuellen. Es handelt sich dabei [...] um eine kollektive Beziehung, die sich auf das soziale Geschlecht auf gesamtgesellschaftlicher Ebene auswirkt.“ (Connell 2006: 165)

Ewald Widi, Gründer und Obmann der „GayCops Austria“, ist mit dieser problematischen Beziehung in seinem Arbeitsalltag konfrontiert: „Als ich mich meinen Kollegen noch nicht anvertraut habe, haben sie sich immer das Recht herausgenommen, über meine Sexualität zu sprechen: ‚Ist der schwul? Ist der nicht schwul?‘ Und alles hinter meinem Rücken. Und wenn man es dann offensiv angeht und sagt: ‚Hey, ich bin schwul‘, dann wird ihnen dieses Recht genommen.“ Widis Offenheit führt dazu, dass sich manche Kollegen von ihm distanzieren oder von ihm fordern, „Berufliches und Privates zu trennen“. Da die Polizei an die Vorstellung einer besonders aggressiven Maskulinität gekoppelt ist (vgl. Behr 2008: 117), wird durch diese Forderung versucht, das Bild vom harten, „männlichen“ Polizisten aufrechtzuerhalten, indem das Schwulsein und die damit verbundene Zuschreibungen ins Private abgeschoben werden – denn, wie Connell es zuspitzt, „die patriarchale Kultur hat eine sehr simple Erklärung für schwule Männer: es fehlt ihnen an Männlichkeit.“ (Connell 2006: 165) Widi schüttelt den Kopf: „Ich bin 24 Stunden am Tag schwul und nicht nur privat, ich nehme meine Umwelt auch als Schwuler wahr, wenn ich im Dienst bin“.

Die Situation von lesbischen Polizistinnen ist durchaus unterschiedlich zu der ihrer schwulen Kollegen. „Schwule sind bedrohlich, Lesben nicht. Lesben sind der kumpelhafte Typ oder die Schade-dass-sie-der-Männerwelt-vorenthalten-bleibt-Frau“, erzählt Sabine A., Polizistin in Linz und im Vorstand der „GayCops Austria“. (Schorn: Als Lesbe bei der Polizei) Auch Ewald Widi nimmt wahr, dass in lesbischen Kolleginnen zwar kein Bedrohungspotential gesehen wird, gesellschaftliche Vorurteile aber dennoch Auswirkungen auf ihr Arbeitsumfeld haben: „Hat noch keinen Mann abgekiegt, der kommt noch, ist verwirrt, ist nur eine Phase, wird sich wieder legen“ – und so werden die Kolleginnen dann auch behandelt: So nicht ganz ernst nehmen“. Lesbische Polizistinnen sind somit einer doppelten Diskriminierung ausgesetzt, da ihnen auch als Frauen Eigenschaften wie Schwäche oder Zerbrechlichkeit zugeschrieben werden, wie die Psychologin Bärbel Werdes beschreibt: „Einerseits fürchten die männlichen Polizisten in gefährlichen Momenten nicht ausreichend von ihren Kolleginnen unterstützt zu werden und andererseits haben die männlichen Beamten das Gefühl, dass sie auf ihre Kolleginnen verstärkt aufpassen bzw. diese beschützen müssen.“ (Werdes 2003: 203)

#### Moralische Diskrepanzen

Polizeiliche LGBT-Vereine wie die „GayCops“ in Österreich oder „VelsPol“ in Deutschland leisten einen wesentlichen Beitrag zur zunehmenden Öffnung des Polizeiberufs für Menschen aller Geschlechter und Begehrensweisen sowie zur bewussten Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Lebensentwürfen innerhalb der Polizei. Trotz dieser positiven Entwicklungen bleibt die Exekutive jedoch mit staatlicher Herrschaft verknüpft, wodurch ihr ein problematisches Verhältnis zu Minderheiten und oppositionellem politischen Aktivismus immanent ist. Der Berliner Politikwissenschaftler Hans-Gerd Jaschke betrachtet die Polizei historisch als „Repräsentant des Bestehenden, als Vollzugsorgan der antireformerischen Kräfte“, denn rückblickend war es „immer die Polizei, die sich jenen sozialen Bewegungen buchstäblich in den Weg stellte, die auf mehr Demo-



kratie, auf gesellschaftliche Reformen und das Aufbrechen verkrusteter Strukturen drängten“. (Jaschke 1997: 26) Aufgrund dieser Erfahrungen stehen politische Aktivist\_innen, die gegen Homophobie, Transphobie sowie jede andere Form der Diskriminierung kämpfen, der Polizei häufig kritisch gegenüber. Die Gruppe „Rosa Antifa Wien“ setzt sich beispielsweise in ihrem Grundsatzpapier mit der Exekutive als dem alltäglich präsenten Symbol der Staatsgewalt auseinander: „Warum müssen wir eine allgegenwärtige, aufgerüstete Polizei ertragen, die die Gesetze zum Schutz der Reichen vor den Armen durchsetzt, und uns in allen Lebensbereichen bespitzelt, kontrolliert und schikaniert. Zu ihren Gesetzen gehört nicht zuletzt, dass wir mithelfen müssen, Menschen hinzuschlachten, in Kriegen, in denen es immer wieder nur um Geld, Macht und Einfluß der HERRschenden geht“. (Rosa Antifa Wien: Ein bisschen was Grundsätzliches) Mit der Kritik oppositioneller politischer Aktivist\_innen an der Polizei konfrontiert, erzählt auch Ewald Widi von Diskrepanzen beim Exekutieren von Gesetzen, die er moralisch nicht unterstützt. Schließlich rechtfertigt er sein Handeln aber mit dem Argument der Gewaltentrennung: „Der 209er zum Beispiel, der gleichgeschlechtliche Kontakte unter 18 Jahren untersagt hat – was soll ein Polizist machen, wenn er das zu verfolgen hat? Wenn mir das gesagt wird, dann hab ich zu ermitteln, andernfalls ist es Amtsmissbrauch. Da kann ich aber dem Polizisten keinen Vorwurf machen, ich bin nur Exekutive, ich bin ausführendes

Organ – da muss sich die Legislative was überlegen“.

Seine Aufgabe sieht Widi in der Sensibilisierung seiner Kolleg\_innen und im Kampf gegen Diskriminierung innerhalb der Polizei. Dies ist eine wichtige Voraussetzung, um das Vertrauen der Community in die Polizei zu fördern: „Wenn mir im Darkroom in einem Lokal etwas gestohlen wird, dann ist es wichtig, einfach zu sagen, dass es mir im Darkroom gestohlen worden ist. Es bringt nichts, wenn ich sage, es war in der U3 um 15 Uhr 30. Es ist immer noch so, dass die Leute sich das nicht trauen. Sie haben Angst, dass der Beamte oder die Beamtin sagt, ‚Was machen Sie denn dort?!‘“. Auf Initiative der GayCops wird das Thema Homosexualität heute in der Grundausbildung behandelt. Derzeit ist Widi besonders stolz auf eine Plakataktion, im Zuge derer in jeder Wiener Polizeistation ein Plakat mit der Aufschrift „Hilfe für Lesben, Schwule und Transgender“ sichtbar aufgehängt wurde.

Trotz berechtigter grundsätzlicher Kritik an der Exekutive und den Fällen polizeilicher Willkür und Repression gegenüber Aktivist\_innen, die für Minderheitenrechte kämpfen, ist die Courage und das Engagement der GayCops sehr zu begrüßen. Da Polizist\_innen trotz ihrer Weisungsgebundenheit über einen gewissen Handlungsspielraum verfügen, wird eine veränderte Einstellung zu Homosexualität innerhalb der Polizei Auswirkungen auf ihren Umgang mit Lesben, Schwulen und Transgendern in der täglichen Arbeit mit sich bringen.

#### Literatur:

Behr, Rafael (2008): *Polizeiarbeit – immer noch Männersache? Tradition, Hegemonie und die Folgen der Geschlechterdebatte in der Polizei*. In: Peter Leßmann-Faust (Hg.): *Polizei und Politische Bildung*. VS Verlag: Wiesbaden: 117–148.

Connell, Raewyn (vormals Robert) (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. VS Verlag: Wiesbaden.

Jaschke, Hans-Gerd (1997): *Öffentliche Sicherheit im Kulturkonflikt. Zur Entwicklung der städtischen Schutzpolizei in der multikulturellen Gesellschaft*. Campus: Frankfurt am Main/New York.

Werdes, Bärbel (2003): *Frauen in der Polizei – Einbruch in eine Männerdomäne*. In: Hans-Jürgen Lange (Hg.): *Die Polizei der Gesellschaft – zur Soziologie der inneren Sicherheit*. Leske+Budrich: Opladen: 195–212.

#### Internetquellen:

Rosa Antifa Wien: *Ein bisschen was Grundsätzliches*. In: [www.raw.at/texte/attack/wir\\_ueber\\_uns.htm](http://www.raw.at/texte/attack/wir_ueber_uns.htm) (Zugriff am 21.9.2010).

Schorn, Herbert: *Als Lesbe bei der Polizei: „Tabuthema“*. In: OÖ Nachrichten – Online-Ausgabe. [www.nachrichten.at/oberoesterreich/linz/art66,419132](http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/linz/art66,419132) (Zugriff am 21.9.2010).

#### Weitere Informationen:

[www.gaycopsaustria.at](http://www.gaycopsaustria.at)

**Sonja Hofmair**  
studiert Politikwissenschaft in Wien  
und ist Redakteurin bei  
„Radio Stimme“ – der Sendung  
der Initiative Minderheiten.

## DIE FARBEN DER WELT WAHRNEHMEN LERNEN

### Interkultur-Tandem® – Begegnungen zwischen Exekutive und MigrantInnen

Susanna Gratzl und Maria Hirtenlehner

*„Die MigrantInnen werden in der Gesellschaft oft als Fremdkörper empfunden [...]. Diese Körper bekommen nur dann einen Namen und werden nur dann zu Menschen, wenn ein Wunder oder ein Verbrechen geschieht. Aber Wunder geschehen selten. Und für sie ist nicht gerade die Polizei zuständig. Außerdem sind PolizeibeamtInnen hauptsächlich mit den negativen Seiten der Gesellschaft befasst [...]. Vom langen Starren in die Abgründe menschlicher Seelen im spärlichen Licht der Unterwelt verlieren ihre Augen langsam die Fähigkeit die Farben der Welt wahrzunehmen und sehen nur noch Schwarz-weiß-Kontraste. So ist ein Missverständnis zwischen PolizistInnen und MigrantInnen vorprogrammiert.“*  
(Dimitré Dinev 2006: 17)

Zunehmende Mobilität, die Entwicklung neuer Kommunikationsformen und ständige Veränderungen auf vielen verschiedenen Ebenen kennzeichnen die Gesellschaften von heute. Technik und Wirtschaft ändern sich rasch, die Politik und der Staat eilen hinterher, um alles ein wenig in den Griff zu bekommen. Doch die Menschen kommen mit dem rasanten Wandel oft nicht mit. Die Wirtschaft ist progressiv, die Seele des Menschen konservativ.

Viele glauben daher noch oder schon wieder an die Werte des Nationalstaates, glauben, dass sich das „normale“ Leben wirklich ganz „normal“ in einer überschaubaren, einsprachigen Gesellschaft abspielen soll, wo alle dieselben Lieder singen und dieselben Normvorstellungen haben. Doch die rasend schnelle Entwicklung der Gesellschaft hat das unmöglich gemacht.

Eine wesentliche Rolle in diesen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen spielen die Exekutive und MigrantInnen bzw. Flüchtlinge.

Um diesen beiden Gruppen differenziertere Bilder und Wahrnehmungen von- und Erfahrungen miteinander zu

ermöglichen, wurde 1998 der Lehrgang „Polizeiliches Handeln in einer multikulturellen Gesellschaft“ entwickelt, der vom Internationalen Zentrum für Kulturen und Sprachen (IZKS) in Wien seit zwölf Jahren durchgeführt wird.

In einem Zeitraum von sieben Monaten nehmen Führungskräfte der Polizei aus ganz Österreich an Seminaren zu den Themen Polizeilicher Alltag, Interkulturelle Kommunikation, Migrationsentwicklung, Flucht, Trauma, Vorurteile/Diskriminierung/Fremdenfeindlichkeit, Islam, Konflikte, Migration und Arbeitswelt, Institutionskultur und Persönlichkeit teil. Darüber hinaus werden Exkursionen (etwa in eine Moschee oder in ein Flüchtlingslager) angeboten.

Die Teilnahme am Lehrgang, der von der Sicherheitsakademie im Innenministerium ausgeschrieben und finanziert wird, erfolgt freiwillig. Die Vortragenden sind renommierte und engagierte ExpertInnen, zum Teil mit Migrationserfahrung.

#### Interkultur-Tandem®

Ein wesentlicher Teil des Lehrgangs ist Interkultur-Tandem®. 25 BeamtInnen und ebenso viele MigrantInnen und ehemalige Flüchtlinge mit möglichst vielfältigen Hintergründen in Bezug auf Herkunft, Bildung, Religion und Sprache treffen einander an insgesamt sechs Abenden und beschäftigen sich mit Themen wie Identität, Interkulturelle Kommunikation, Vorurteile, Diskriminierung, Rassismus, Sprachgebrauch und Zivilcourage.

Inputs in Form von Kurzreferaten oder Arbeitsblättern geben Anregungen für Rollenspiele, Gruppenarbeiten und Diskussionen. Außerdem machen die Teilnehmenden gemeinsam Recherchen und Interviews mit ExpertInnen zu verschiedenen Themen wie jüdisches Wien, Umgang mit Mehrsprachigkeit in der Schule oder Islam. Im Anschluss an Lesungen (z.B. mit Vladimir Vertlib) oder Filmvorführungen (z.B. *Ein Augenblick Freiheit* von Arash T. Riahi) finden Diskussionen mit den AutorInnen und RegisseurInnen statt.

Vertieft werden die entstandenen Kontakte durch individuelle Treffen zwischen MigrantInnen und BeamtInnen: Am ersten gemeinsamen Abend werden Tandem®-Paare (je ein/e PolizistIn und ein/e Migran-

tin) gebildet. Sie treffen einander auch in ihrer Freizeit und führen gemeinsam oder auch in Gruppen kleine Projekte durch.

Das Übersetzen eines Informationsblattes für AsylwerberInnen in mehrere Sprachen, eine Fotoausstellung zum Thema „Heimat“, die Entwicklung eines Spiels mit dem Titel *Alle Menschen sind gleich*, Kochen für Flüchtlinge, Skiausflüge, Wanderungen, Besuch und Dokumentation von Festen wie der Polizei- bzw. Romaball sind einige Projektbeispiele aus den vergangenen Jahren.

Jedes Jahr findet ein Abschlussfest statt, in dessen Rahmen die Projekte präsentiert werden.

#### Ungewöhnliche Begegnungen

Interkultur-Tandem® fördert ungewöhnliche Begegnungen: PolizistInnen begegnen MigrantInnen, oft kommt es zum Kennenlernen der Familien. Die Vortragenden sind u.a. UniversitätsprofessorInnen, muslimische Geistliche, SchriftstellerInnen, PsychotherapeutInnen, TheaterpädagogInnen, FlüchtlingsbetreuerInnen.

Der direkte Kontakt zwischen PolizistInnen und MigrantInnen außerhalb der üblichen Routinebegegnungen fordert und fördert kreative Verhaltensweisen und sensibles „role making“ statt des üblichen „role taking“. Die von den Tandem®-Paaren gemeinsam durchgeführten Projekte ermöglichen das Verlassen von eingelernten Verhaltensschemata und begünstigen soziale Kreativität im Umgang miteinander.

Bei Interkultur-Tandem® geschieht genau jene Entwicklung, die durch „Belehrungspädagogik“ kaum zu erzielen ist: Die Begegnung so unterschiedlicher Menschen unter der Perspektive, gemeinsam auf ein sinnvolles Ziel hinarbeiten, setzt eine soziale Phantasie in Gang, die eingefahrenes Routineverhalten aufricht und neue, produktive Formen des Umgangs zwischen OrdnungshüterInnen und Zugewanderten in Gang setzt. Vorurteile werden in unkonventioneller Art und Weise abgebaut.

Oft stehen die BeamtInnen im Alltag beinahe ausschließlich unter dem Eindruck negativer Erlebnisse mit MigrantInnen, lernen jedoch bei Tandem® Menschen mit Migrationserfahrung in einem neuen,

positiven Zusammenhang kennen. Sie erwerben wichtige Kompetenzen für ihren beruflichen Alltag: Empathie, Rollendistanz und kommunikatives Handeln, ohne dominant zu sein.

Die MigrantInnen und ehemaligen Flüchtlinge lernen hingegen, ihre Angst vor der Institution Polizei, die häufig aus negativen Erfahrungen in ihren Herkunftsländern stammt, abzubauen und erfahren Wertschätzung, ja in manchen Fällen sogar Freundschaft, wo sie es sich am wenigsten erwartet hätten. Oft erschließen sich den Teilnehmenden durch den direkten Kontakt mit Personen unterschiedlicher kultureller Hintergründe neue Welten.

### Grenzen und Herausforderungen

Wir sehen es als eine unserer wichtigsten Aufgaben am IZKS, kleine, „dritte“ Räume (Bhaba 1994, Dirscherl 2004) zu schaffen: Neutral, offen und gleichzeitig geschützt.

Es sollen Räume mit kommunikativer und vertrauensvoller Dynamik sein. Wir möchten Lernprozesse anregen, in denen eine ernsthafte, aber auch humor- und lustvolle Auseinandersetzung mit anderen Menschen, Ideen und Lebenskonzepten stattfinden und Erfahrungen gemacht werden, abseits von Großevents, inszenierten Verbrüderungen und dem Konsum von leicht bekömmlicher Folklore.

Empathie, aufmerksames Zuhören, Ambiguitätstoleranz, die Bereitschaft eigene Verhaltensweisen, Werte und Normen zu relativieren und sich selbst in Frage zu stellen sind wichtige Kompetenzen, die wir im Lehrgang vermitteln möchten.

In einer Zeit, die von den Zwängen einer neoliberalen Ökonomie und Begriffen wie „Effizienzsteigerung“ und „Gewinnoptimierung“ geprägt ist, bedarf es mehr denn je solcher geschützter Räume. Nichtsdestotrotz ist es nicht immer leicht, diese auch als Prozebühne für das reale Handeln zu erhalten.

Wir möchten weder belehren noch „bekehren“. Wir bemühen uns, Impulse und Denkanstöße zur Verfügung zu stellen, um Situationen, Probleme, Konflikte besser analysieren und reflektieren zu können. Wir bieten Denk- und Handlungsalternativen.

Es braucht viel Zeit und Engagement, um den Teilnehmenden dieses Konzept verstehbar zu machen und sie davon zu überzeugen, dass es in der Kommunikation mit Menschen bzw. bei der Lösung von Konflikten nicht darum geht, im Eiltempo simple Regeln bzw. „Rezepte“ zu befolgen. Das ist nicht immer leicht, da das Konzept des Lehrgangs den Gegebenheiten des polizeilichen Alltags, in dem schnelles Reagieren und schnelle Entscheidungen nach rigiden Vorgaben verlangt werden, widerspricht.

Dazu kommt noch, dass ein wesentlicher Inhalt des Lehrgangs das Hinterfragen von struktureller Gewalt und Machtmechanismen ist, was ebenfalls mit gängigen Vorstellungen vom Funktionieren der Polizei in Konflikt gerät. Kein Wunder, dass es dabei oft zu heftigen und kontroversiellen Diskussionen kommt.

Der organisatorische Aufwand für Tandem® ist groß: Mit den MigrantInnen, mit denen wir über Bekannte, FreundInnen und verschiedene Netzwerke in Kontakt kommen, führen wir vor Beginn des Lehrgangs persönliche Gespräche. Wir bleiben mit den Teilnehmenden während des gesamten Lehrgangs in Kontakt um bei Bedarf zu beraten und zu informieren.

Auch im zwölften Jahr von Interkultur-Tandem® sind wir nach wie vor überzeugt, dass es die Chance in sich birgt, Aggressionspotential abzubauen und an die Stelle von Abwehr und Xenophobie eine kreative Offenheit für die Vielfalt innerhalb der Gesellschaft zu entwickeln.

Das Interkultur-Tandem® ist eine ideale Prozebühne für eine kreative und friedliche Gesellschaftsentwicklung. Das Konzept basiert auf einer „Kultur der Anerkennung“ (Heitmeyer: 2010): Die Auseinandersetzung mit dem Anderen – Mehrheit mit Minderheit und Minderheit mit Mehrheit – auf der Basis von Gleichwertigkeit wird vorausgesetzt. Machtasymmetrien und Konflikte werden thematisiert. Die Teilnehmenden werden also zu einem schwierigen Lernprozess der gegenseitigen Anerkennung und Gleichwertigkeit ermutigt.

### Literatur

- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. Routledge: London.
- Dinev, Dimitré (2006): *Das Kind mit dem Schirm*. In: Susanna Gratzl/Maria Hirtenlehner/Herbert Langthaler (Hg.): *tandem. Polizisten treffen MigrantInnen. Literarische Protokolle*. Mandelbaum Verlag: Wien.
- Dirscherl, Klaus (2004): *Der Dritte Raum als Konzept der interkulturellen Kommunikation. Theorie und Vorschläge für die Praxis*. In: J. Bolten (Hg.): *Interkulturelles Handeln in der Wirtschaft. Wissenschaft und Praxis*: Göttingen.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2010): *Deutsche Zustände - Folge 8*. Suhrkamp Verlag: Berlin.

**Susanna Gratzl und Maria Hirtenlehner bieten am Internationalen Zentrum für Kulturen und Sprachen in Wien Weiterbildung zu den Themen Migration, Interkulturelle Kommunikation, Flucht, ethnische Minderheiten und Mehrsprachigkeit an.**

## UNABSICHTLICH GETÖTET?

### Sieben Jahre ist Seibane Wague bereits tot – ein Rückblick

Aram Ghadimi

*Wenn Österreichs Sicherheits-exekutive auf Angehörige von Minderheiten trifft, findet dies nicht immer reibungslos statt. Polizeieinsätze können mitunter in Gewalt münden. Die ordnende Gewalt der Polizei hat aber das Ziel, Bürgerinnen und Bürger gegen die Verletzung des geltenden Rechts zu schützen und ist auf Sicherheit und gesellschaftlichen Frieden ausgerichtet. Schnell stellt sich die Frage, wie weit Organe der öffentlichen Sicherheit gehen dürfen, um die Sicherheit aller zu gewährleisten.*



Polizeiauto bei Vilnius (fake) © Rimantas Lazdynas

Am 15. Juli 2003 sind Staatsbeamte im Rahmen eines polizeilichen Einsatzes deutlich zu weit gegangen. „Polizistinnen und Polizisten, es gibt einen lagebedingten Erstickungstod durch Festnahme“, wird Elfriede Jelinek Tage darauf auf ihrer Homepage mahnen. Auch Österreichs auf-lagenstärkstem Boulevardblatt, der „Neuen Kronen Zeitung“ war nicht entgangen, dass hier etwas passiert ist, was die beteiligten Beamten in Bedrängnis bringen wird. Zwei Tage nach dem Tod von Seibane Wague liest man in der „Krone“ von einem „Riesenwirbel um einen Afrikaner“, so als würde man sich wünschen, dass es ganz schnell leise wird. Ein Widerspruch. Gerade durch den tödlichen Vorfall im Wiener Stadtpark wird deutlich, dass für Massenmedien solche Ereignisse willkommen sind. Die „Krone“ berichtet ein ganzes Monat lang täglich über Wague. Flankiert werden die Kommentare von Skandalgeschichten über die „afrikanische Drogenmafia“. Das bereits gängige Vorurteil des aggressiven, unberechenbaren Drogendealers wird abermals benutzt, um dem Meinungsjournalismus Vorschub zu leisten. Das Kleinformat suggeriert seinen Lesern, dass die Schuld an den Geschehnissen beim Opfer selber zu suchen sei. Das Gros der Berichte in anderen Medien widerspricht allerdings den Ausführungen der „Krone“.

Der Fall „Wague“ unterscheidet sich wesentlich von anderen Fällen, in denen ein

Afrikaner unter Obhut der Polizei gestorben ist: Der Tod des Stipendiaten des Wiener Afro-Asiatischen Instituts wurde durch ein Zeugenvideo dokumentiert. Es zeigt wie neun Beamten einen völlig regungslosen Mann minutenlang zu Boden drücken. Spätere Gerichtsprotokolle geben Aufschluss über den brutalen Tod von Seibane Wague im Zuge der Handlungen von Polizei und Rettung: Ein Beteiligter drückte Wagues Brustkorb mit seinem Knie unter Einsatz seines Körpergewichts zu Boden, ein anderer mit beiden Händen Wagues rechten Arm, ein weiterer seine rechte Schulter. Wieder ein anderer drückte Wagues Kopf auf den Boden nieder, ein Beamter sein linkes Bein, drei andere sein rechtes Bein. Mehrmalige Schläge gegen den Hinterkopf, den Nacken und Rücken begleiteten die Fixierungsmaßnahmen.

Der beteiligte Notarzt verabreicht eine Spritze mit dem Beruhigungsmittel „Hal-dol“, greift aber aus angeblichen Gründen des Selbstschutzes nicht weiter ein. Er steht zeitweise mit den Händen in den Hosentaschen abseits des Geschehens. Auf die später als „rechtswidrig“ eingestufte Fixierung folgt Ratlosigkeit. Ohne eine Wiederbelebung eingeleitet zu haben, hatte man Wague versucht auf eine Transportliege zu heben. Zwei Mal fällt er den Beamten auf den Boden. Erst als der Tod bereits festgestellt wurde, werden die Handfesseln abgenommen. „Lassen

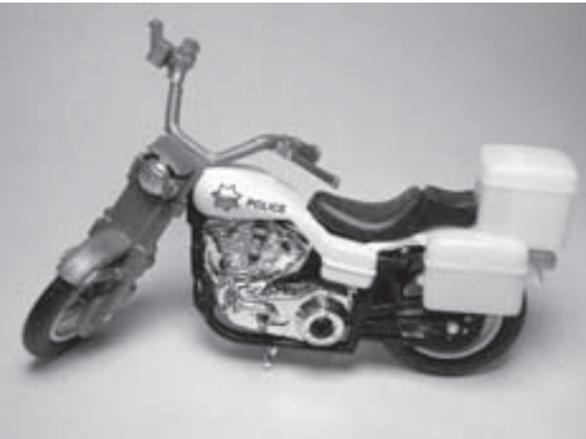
ma ihn noch ein bissl liegen“, wird das Nachrichtenmagazin „profil“ den Notarzt später zitieren. Wichtige Zeit verstreicht. Viel zu spät, erst im Rettungswagen werden Wiederbelebensmaßnahmen eingeleitet und das Allgemeine Krankenhaus Wien vom „Ex“ informiert. „Mann, 34 Jahre, Schwarzafrikaner. Der hat sich stark zur Wehr gesetzt, hat müssen geschlossen werden und ist dabei ... ah ... ja ... ex.“, zitiert der Falter-Journalist und Aufdecker des Zeugenvideos, Florian Klenk, aus den Funkprotokollen der Wiener Rettung. Die tödliche Amtshandlung fand nach einem Streit zwischen Wague und dem Leiter des Afrika Kulturdorfes Erfried Malle statt. Wague hätte von seiner bevorstehenden Kündigung erfahren, gab Malle später an. Er wäre im Zuge des Streits laut geworden und hätte Malle am Wegfahren hindern wollen.

### Wenn keiner was sehen will

Die beteiligten Einsatzkräfte haben versucht die Umstände rund um die Nacht des 15. Juli 2003 zu vertuschen. Doch bereits Tage nach dem Vorfall widerlegt das Zeugenvideo die Aussagen der Beamten und führt zu einer heftigen medialen Debatte. Einzig für die „Kronen Zeitung“ ist auf dem Video „nichts zu sehen“. Es stellt sich die Frage: Wer hat Interesse daran, „nichts zu sehen“? Diese Frage führt in das



Alter norwegischer Streifenwagen (ohne Autor)



Innenministerium: Es ermittelt nun gegen seine eigenen Beamten. Noch bevor erste Ergebnisse vorliegen, nimmt der damalige Innenminister Ernst Strasser seine Beamten in Schutz. Ein auf den ersten Blick paradoxes Bild zeichnet sich ab: Ausbilder der Polizei widersprechen dem Minister. Die Fixierung sei nicht ausbildungskonform. Folglich stellt der Unabhängige Verwaltungssenat (UVS) im Dezember 2003, trotz geschlossener Aussageverweigerung der Polizei, die Rechtswidrigkeit der Amtshandlung fest. In Folge tätigt das Innenministerium eine Amtsbeschwerde, was einer Berufung gegen das Urteil gleichkommt. Der Menschenrechtsbeirat (MBR), ein weisungsfreies Organ des Innenministeriums, kritisiert die mangelnde Ausbildung der Polizeibeamten. Kurz vor der Wiederberufung des Wiener Anwalts Georg Bürstmayr in eine der Kommissionen des MBR werden selbiger sowie die Anwältin von Wagues Witwe, Nadja Lorenz, von Beamten des Innenministeriums wegen „Schlepperei“ und „Aufruf zum Ungehorsam gegen Gesetze“ angezeigt. Dies hat eine dringende parlamentarische Anfrage der Grünen und einen Misstrauensantrag der Sozialdemokratischen Partei (SPÖ) zur Folge. Die politische Lage ist gespannt. Auf Grund haltloser Anschuldigungen werden die Ermittlungen gegen Lorenz und Bürstmayr eingestellt.

### Unfähigkeit schützt vor Strafe

Im Juli 2005, zwei Jahre nach Wagues Tod, beginnt der Strafprozess gegen sechs Polizisten und vier Sanitäter, unter ihnen der Notarzt. Der behauptete „Herzstillstand“ Wagues wird durch ein Gutachten widerlegt. Klar ist nun: Wague starb unter der Last der Einsatzkräfte. Trotzdem spricht das Landesgericht Wien acht von zehn Beteiligten frei. Ein Polizist und der Notarzt

werden zu je sieben Monaten bedingter Haft verurteilt. Beide entgehen dadurch einer Suspendierung, welche erst bei einer Strafe von mehr als 12 Monaten zu tragen käme. Die Reaktionen? Zahlreiche Medien äußern Kritik und Unverständnis angesichts der symbolischen Bestrafung. Amnesty International-Generalsekretär Heinz Patzelt spricht wörtlich von einem „Justizskandal“ und ortet ein völliges strukturelles Versagen des Polizeieapparates. Währenddessen spricht die amtierende Innenministerin Liese Prokop, in einem Interview mit dem „profil“, den Beamten ihre volle Loyalität aus. Sie wisse wie schwer ihr Beruf sei.

In erster Instanz hatte es gereicht, die eigene Inkompetenz als Verteidigungsstrategie zu benützen, um milde Urteile zu erwirken. Nichtigkeitsbeschwerden durch die beiden Angeklagten sowie durch die anklagende Staatsanwaltschaft führen jedoch zu einer zweiten Instanz.

### Djé-vu im Operettenland

Am 15. März 2007 eröffnet ein Dreiköpfiger Richtersenaat am Wiener Oberlandesgericht die Berufungsverhandlung gegen die Urteile von 2005. Noch am selben Tag endet die zweite und letzte Instanz mit einem überraschenden Urteil: Entgegen dem Einwand der Staatsanwaltschaft wird die Strafe für den schuldig gesprochenen Polizisten nachträglich reduziert. Jener Polizist, der hauptsächlich am Tod Wagues beteiligt war und mit seinem ganzen Körpergewicht auf dem jungen Mann gekniet war, wird nun zu vier Monaten bedingter Haft verurteilt. Mangelnde Ausbildung konnte erfolgreich als Milderungsgrund vorgebracht werden. Mittlerweile war auch das Medieninteresse deutlich zurückgegangen. Selbst das Zeugenvideo, welches grobe rechtliche Verstöße, Menschenrechtsverletzungen und den Vertuschungsversuch der Behörde aufdeckt, hat nicht bewirken können, dass diese öffentlich wirksam geahndet werden. Die landesweite Debatte hatte weder die ganze Tragweite der tragischen Vorfälle vom 15. Juli 2003 erfasst, noch führte sie zu jenem politischen Druck, der eine strukturelle Veränderung bewirkt hätte.

Anderswo wären nach einem solchen Vorfall Polizisten suspendiert worden, wäre der Innenminister zurückgetreten. Möglicherweise auch ganz ohne schockierendes Video. Doch in Österreich hat sich seither nicht einmal die journalistische Sensibilität erhöht. Der Österreichische Rundfunk (ORF) war sogar bereit ein Auge zuzudrücken und – in großer Pietätlosigkeit

gegenüber Angehörigen Wagues – einem ehemaligen Angeklagten eine Bühne zur Selbstinszenierung zu bieten. Andreas Weiss, einer der am Tod von Seibane Wague beteiligten Sanitäter, wurde im Sommer 2008 in einer ORF-Doku-Soap zu einem „Alltagshelden“ mit heroischer Persönlichkeit und Wiener Schmah stilisiert. Wie alle anderen Beteiligten ist auch Weiss fünf Jahre nach Wagues Tod immer noch im Dienst. Der ehemalige Fiakerfahrer wurde als jemand vorgestellt, der in Extremsituationen schnell und kompetent Menschenleben rettet. Einzig im Fall „Wague“ hat sein Fuß einen erstickenden Menschen fixiert, dessen Hautfarbe es, so Weiss, nicht zuließ eine Blauverfärbung unter Sauerstoffmangel zu bemerken. Gut, es war ja auch dunkel, würden manche sagen. Aber warum kam keine Hektik auf, als Wague bereits minutenlang regungslos war? Warum hat man erst im Rettungswagen begonnen zu reanimieren?

Der Notarzt hatte vor Gericht angegeben, dass er aus Gründen des Selbstschutzes nicht eingegriffen hatte. Der gefesselte und von neun Personen fixierte Mann hätte ja beißen können, möglicherweise jemanden mit Aids anstecken können, hatte 2003 eine Polizistin dem UVS erklärt, bevor sie aus Selbstschutz jede weitere Aussage verweigerte. Wague hatte kein Aids. Wague war entgegen den Berichten der Kronen Zeitung auch kein Junkie.

Der TU-Student und Leiter eines Kinderworkshops des Afrika-Kulturdorfs hatte seinen Anwalt anrufen wollen. Dazu kam es nicht mehr. Man kennt das ja auch nur aus US-amerikanischen Fernsehsendungen. Und die unterscheiden sich sowieso von der Realität. Ganz besonders von der österreichischen Realität. Denn hierzulande ist es möglich, dass der staatliche Rundfunk höchst fragliche Protagonisten für TV-Produktionen engagiert. Der Titel der Doku-Soap: „Wiener Blut“. Kommt das Ihnen angesichts der Wiener Wahl 2010 irgendwie bekannt vor?

### Für eine umfassende Dokumentation des Falles Seibane Wague:

Ghadimi, Aram (2007): Zum Tod von Seibane Wague: Eine Chronologie inner- und außergerichtlicher Ereignisse. In: Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien. Nr. 13/2007. In: [www.univie.ac.at/ecco/stichproben/Nr13\\_Ghadimi.pdf](http://www.univie.ac.at/ecco/stichproben/Nr13_Ghadimi.pdf) (Zugriff am 20.9.2010).

**Aram Ghadimi**  
studiert Internationale Entwicklung und arbeitet als freier Journalist in Wien.

## WARUM HERR GROLL UND DER DOZENT IN CELJE ENGLISCH SPRACHEN

Erwin Riess

Der Dozent und Groll saßen im Café des Hotels Europa, dem ersten Hotel in Celje, vis-à-vis vom ehemaligen k.u.k. Bahnhof gelegen und unweit des ruhigen Flusses Savinja, der vor der Stadt zwischen Hopfenwäldern und Maisfeldern dahinströmt, bevor er seinen Weg durch den Industriegürtel ins Zentrum der geschichtsträchtigen Stadt nimmt. Sie saßen auf der überdachten Veranda und tranken starken Espresso. Groll sah zum Hauptbahnhof, einem typischen Gebäude der Monarchie, der Dozent betrachtete einen neoklassizistischen Prunkbau neben dem Hotel, das einstige Deutsche Kulturhaus, das schon in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Mittelpunkt eines bis dahin in den Ländern der Donaumonarchie nicht gesehenen aggressiven Deutschnationalismus war.

Im berühmten sogenannten Sprachenstreit von Cilli gingen die Deutschnationalen mit ihrem „Kulturbund“ in die europäische Geschichte ein. Heute beherbergt der herabgekommene Palast einen Schach- und mehrere Jugendklubs, wurde also einer menschenfreundlichen Verwendung zugeführt. Der Dozent und Groll schwiegen. Sie waren vor kurzem aus dem Zeitgeschichte-Museum der Stadt gekommen, das im ehemaligen Rathaus am Ende der Fußgängerzone in der Prešernova-

Straße auf drei Stockwerken untergebracht ist. Vom ersten Moment an war Groll von dem Museum und seinen freundlichen Mitarbeitern angetan gewesen. Dass das Museum, obwohl in einem alten Haus untergebracht, vorbildlich barrierefrei und die Stockwerke durch Lifte erschlossen waren, komplettierte das positive Bild, das Groll vom Museum gewonnen hatte. Er hatte an vergleichbare österreichische Städte gedacht und konnte sich nicht erinnern, dort ein auch nur annähernd so interessantes städtisches Zeitgeschichtemuseum gesehen zu haben.

Innerhalb der ständigen Ausstellung über das Leben in der alten Beamten- und Schulstadt, die im späten 19. Jahrhundert aber um einen Gürtel größerer Betriebe der Schwer- und Grundstoffindustrie in den äußeren Stadtbezirken angewachsen war, nehmen die Jahre der deutschen Okkupation vom 11. April 1941 bis zur Befreiung im Mai 1945 einen breiten Raum ein.

Drei Tage nach der Wehrmacht folgte die GESTAPO und wiederum zwei Tage später begann die deutsche Verwaltung, die einsitzenden verurteilten Kriminellen zu entlassen und durch mehrere Dutzend slowenische Intellektueller aus gehobenen Gesellschaftskreisen (Lehrer, Priester,

Beamte, Kaufleute und Handwerker) zu ersetzen. Ziel der Deutschen war, den slowenischen Widerstand einzuschüchtern und mundtot zu machen. Mitte Mai wies das Gefängnis, das zuvor maximal 200 Gefangene beherbergt hatte, 700 politische Häftlinge auf, später sollten bis zu 900 Häftlinge im *Stari Pisker* festgehalten werden. Die Historiker gehen davon aus, dass in den vier Jahren deutscher Besatzung insgesamt rund 4000 Frauen und 12.000 Männer inhaftiert waren. Selbst wenn man berücksichtigt, dass Häftlinge von verschiedenen Teilen Sloweniens nach Celje verschleppt wurden, ist die Inhaftiertenanzahl für eine Stadt mit damals rund 25.000 Einwohnern erschreckend hoch.

Am 4. September 1941 erfolgte die erste Massenerschießung im Gefängnis zu Maribor, drei Tage später fielen die ersten Füsilierten in Celje in den Gefängnisstau des *Stari Pisker*. Die überwiegende Mehrzahl der Exekutierten waren Arbeitern und Bauern, die der Angehörigkeit zu den Partisanen verdächtigt wurden. Es gab nicht einmal den Anschein einer Gerichtsverhandlung, die deutschen Besatzer agierten willkürlich und mit unvorstellbarer Grausamkeit. Bis zum Kriegsende wurden allein im *Stari Pisker* zu Celje 374 Menschen, unter ihnen 49

1957 Chevrolet police car © Morven





Frauen exekutiert. Der Stadtfotograf Josip Pelikan wurde gezwungen, die Erschießungen zu dokumentieren, die Deutschen versprachen sich von der Veröffentlichung der Fotos eine abschreckende Wirkung. Tatsächlich erreichten sie das Gegenteil, ein wachsender Teil der slowenischen Jugend schloss sich den Partisanen an. Binnen weniger Monate verfügte die Partisanenarmee auf slowenischem Gebiet über eine in die Tausende gehende Truppe von zu allem entschlossenen ortskundigen Kämpfern. Die „Banditen“ – so der deutsche Sprachgebrauch – kontrollierten zusammenhängende Gebirgs- und Waldgebiete und unternahmen von ihren gut getarnten Verstecken immer wieder Attacken auf deutsche Kommandoposten oder andere Einrichtungen des Feindes. In der Nähe von Dobrna, einem Thermalbad in den Bergen, betrieben die Partisanen in den Wäldern einen ausgedehnten Stützpunkt mit Schulen, Ausbildungsstätten und einem Lazarett. Ende 1944 war die Widerstandsbewegung so stark geworden, dass die Deutschen sich auf jugoslawischem Territorium nirgendwo ihres Lebens sicher sein konnten.

Auf die sich häufenden, mit tödlicher Präzision ausgeführten Aktionen der Partisanen antworteten die Besatzer mit brutaler Repression: Gefangene wurden sofort erschossen, zwischen Frauen, Kindern und Männern wurde kein Unterschied gemacht. Als eines Tages eine weitere Massensexekution anstand, beschloss die kommunistische Befreiungsfront eine Rettungsaktion. Am 15. Dezember 1944 passierte eine Gruppe von sechs Partisanen, die in deutschen Uniformen steckten, die

äußeren Posten der Wehrmacht, worauf sie, geführt von einem Gefängnisaufseher namens Ivan Grad, die gesamte Wachmannschaft entwaffnete. Ohne einen Schuss abzugeben wurden 129 Gefangene befreit. Die Nachricht der tollkühnen Aktion verbreitete sich in Windeseile im besetzten Land, der Widerstand gegen die Besatzer wuchs weiter, bis es sieben Monate später der Befreiungsarmee gelang, die Deutschen endgültig zu vertreiben. Drei der führenden Sicherheitsdienst- und SS-Männer – Erwin Rösener, Otto Lurker und Kurt Stage – wurden gefangen genommen, gerichtlich verurteilt und hingerichtet.

Unvorstellbar für Groll war, dass es im Gefängnis gelang, vier Nummern einer handgeschriebenen Zeitung namens „Toti Stari Pisker“ herzustellen. In den Blättern beschrieben die Häftlinge in bestürzend klaren Worten ihre Lage, aber das in einer dem nahenden Erschießungstod hohnlachenden unbeugsamen Fröhlichkeit, die sich aus dem Wissen speist, dass die Zeit des Terrors nicht lange währen kann. Redakteur der Zeitung war Dr. Ervin Mejak, ein etwa dreißigjähriger, schlanker Mann mit vollem dunklem Haar, einem schmalen Kinnbärtchen und einem unversöhnlichen Blick. Auch er wurde von den Deutschen erschossen.

Vom Gesehenen und der Freundlichkeit der Englisch sprechenden Museumsmannschaft um Dušan Gril tief bewegt, waren Groll und der Dozent ins Café gekommen. Als Groll nach einer langen Zeit des Schweigens seinen Freund fragte, ob er mit ihm zum Fluss kommen wolle, stellte er die Frage auf Englisch. Wie selbstverständlich antwortete der Dozent, dass es ihm eine Freude wäre, und auch er sprach in Englisch. So hielten die beiden es den restlichen Abend, sie gingen die meiste Zeit schweigend und wenn sie redeten, dann in Englisch, was zu einer gewissen Verarmung des Gesprächs führte, denn Grolls Englisch war ein Floridsdorfer Englisch, das dem Pidgin-Englisch in zyprischen Bergdörfern sehr nah war. Außerdem nuschelte Groll in US-amerikanischer Färbung, während der Dozent, immer Gentleman, ein ausgewähltes und überaus wohlklingendes Oxford-Englisch sprach.

Die holprigen Pflastersteine im Zentrum waren Gift für den ohnehin ramponierten Josef, der Rollstuhl quietschte erbärmlich und kündigte das Ende eines Lagers in einem Vorderrad an. Also schlugen sie einen Bogen um das mittelalterliche

Stadtzentrum. Und als die Dunkelheit hereinbrach, zogen sie sich, Pizzerien und Fast-Food-Lokale negierend, in das einzige Restaurant zurück, das slowenische Speisen im Angebot hatte, es befand sich im Garten des aus den siebziger Jahren stammenden Hotels Štorman“. In der Nähe des in der Vorstadt gelegenen Stadions gäbe es ein hervorragendes serbisches Restaurant mit dem beziehungsreichen Namen „Amerika“, hatte ein junges Pärchen in fließendem Englisch erklärt und der Dozent wäre auch gern dorthin weitermarschiert, das Vorhaben scheiterte aber am angeschlagenen Josef. Nachdem Groll und der Dozent den Segnungen der slowenischen Küche zugesprochen hatten, war die düstere Stimmung noch nicht verflogen. Die Kellnerin präsentierte die Rechnung in einem stolzen Küchenenglisch. Während der Dozent zahlte, machte Groll sich auf, die Toilette auf ihre Tauglichkeit zu überprüfen – ein Unterfangen, das sich rasch als Misserfolg herausstellte.

Als Groll auf dem Rückweg den Speisesaal durchquerte, fiel ihm ein Gemälde auf, es zeigte ein etwa zehnjähriges Mädchen in einem weißen Rüschenkleid. Das Mädchen lehnte sinnend an einem Fauteuil, sein Blick war verschleiert und in die Ferne gerichtet. Auf dem Fauteuil lag ein Brief, auf dem nur zwei Worte standen: „Lieber Papa“. Noch einmal studierte Groll den Blick des Mädchens und erschrak. Im Gegensatz zum ersten flüchtigen Hinsehen sah Groll nun zweierlei: Die Haltung, in der die junge Dame an dem Stuhl lehnte, konnte nur als erotisch herausfordernd beschrieben werden. Und ihr Blick zeugte von einem zornüberfluteten Schmerz, es waren nicht die Augen einer Zehnjährigen, sondern die einer jungen Frau, deren leidenschaftliche Liebe zurückgewiesen wird.

Groll führte den Dozenten zum Bild und sagte in armseligem Englisch, das die deutsche Sprache in dieser Stadt wohl für immer mit Schmerz und Leid verbunden sei. Als der Dozent zu einer Antwort ansetzte, bedeutete ihm Groll zu schweigen. Er fürchtete, dass sie in Deutsch sein würde.

#### Quellen:

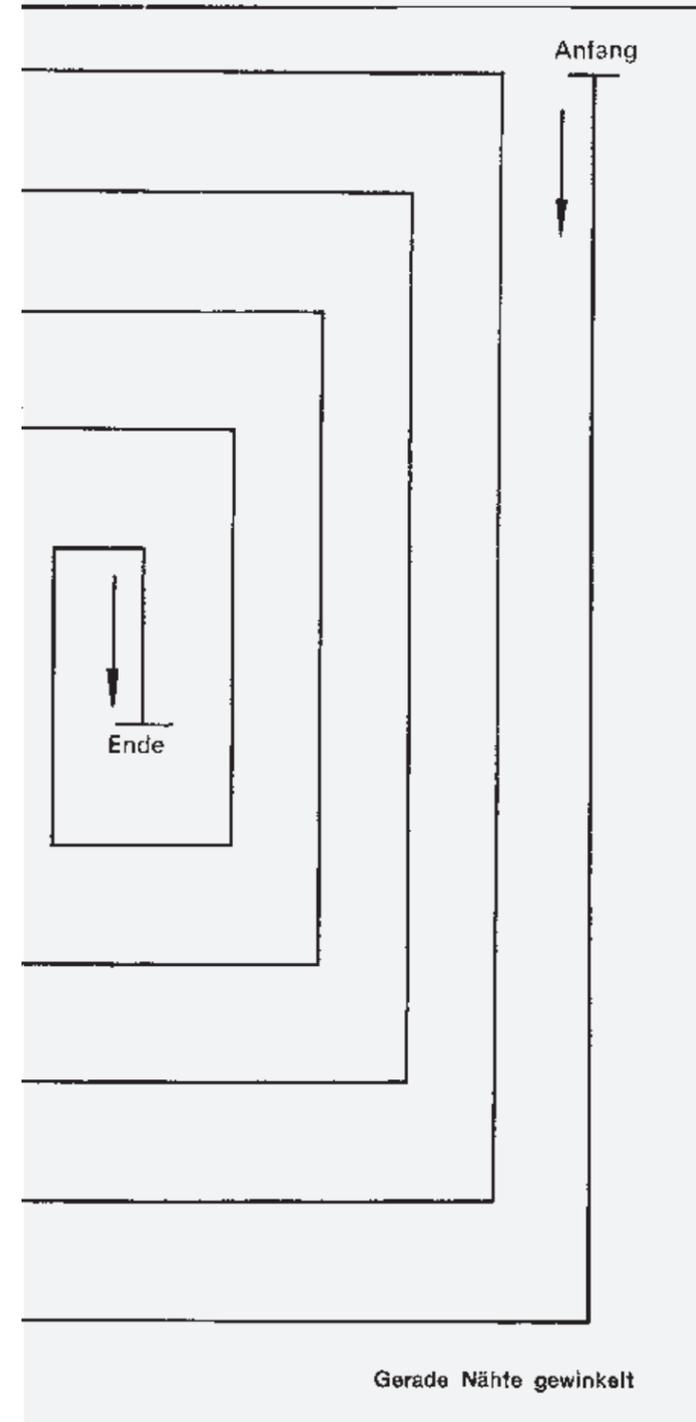
Living in Celje 1900-2000. Permanent Exhibition in The Museum of Recent History Celje ([www.muzej-nz-ce.si](http://www.muzej-nz-ce.si)).  
Stari Pisker. Katalog. Celje 2002.  
Internetrecherchen zu Sigfried Uiberreither (Landesverwalter des besetzten Sloweniens), Otto Lurker und Erwin Rösener.

# VIEL GLÜCK! MIGRATION HEUTE

WIEN, BELGRAD, ZAGREB, ISTANBUL

# GOOD LUCK! MIGRATION TODAY

VIENNA, BELGRADE, ZAGREB, ISTANBUL



Gerade Nähte gewinkelt

**Initiative Minderheiten, Akademie der bildenden Künste Wien, Wienbibliothek im Rathaus, zeitschrift juridikum und Erste Stiftung laden herzlich zu folgenden Veranstaltungen ein:**

#### Ausstellung

**LIVING ACROSS  
SPACES OF MIGRATION**

Eröffnung: **04.11.2010, 19.00 Uhr**  
Ausstellungsdauer: **05.11.2010–05.12.2010**  
Ort: **xhibit, Akademie der bildenden Künste Wien  
Schillerplatz 3, 1. Stock, 1010 Wien**

#### Ausstellung

**GRENZPEGEL  
KREATIVITÄT UND KONTROVERSEN  
MIGRANTISCHER MUSIKSZENEN**

Eröffnung: **11.11.2010, 19.00 Uhr**  
Ausstellungsdauer: **12.11.2010–14.01.2011**  
Ort: **Wienbibliothek im Rathaus  
Stiege 4, 1. Stock, 1080 Wien**

#### Buchpräsentation

**VIEL GLÜCK!  
MIGRATION HEUTE  
WIEN, BELGRAD, ZAGREB, ISTANBUL**

Am **16.11.2010, 18.30 Uhr**  
Ort: **Juridicum, Dachgeschoss  
Schottenbastei 10–16, 1010 Wien**

# Haftstrafe, Freibruch, Neubeginn

Höchstgericht lässt Prozess zu „Operation Spring“ wiederholen

Wie zwei neue Jahre Haft...  
In all diesem Verfahren...  
1.000 Jahre Haft



Die anonyme Justiz

Hatte das römische Imperium noch die gesetzliche Normierung im Sinn und war darin erfolgreich, wollen die globalen Eliten des „Empire“ nur eines nicht: verbindliche Rechtsnormen. Darum haben alle diese neuen Gesetze diesen merkwürdigen Doppelcharakter: Sie sind fast durchwegs Novellen, die ein verbrieftes Recht des Bürgers gegenüber dem Staat zurücknehmen. Sie sind Antigesetze.



Fekter will Fundamentalisten aus Österreich "eliminieren"

Gemäßigten stärken, damit wir die Fundamentalisten, die im Vormarsch sind, im Zaum halten und aus Österreich eliminieren“, wird die Ressortchefin in der „Rundschau am Sonntag“ zitiert.  
Gefallen sein sollen diese Worte bei Fekters Rede anlässlich der Verleihung des Sicherheitspreises in der Raiffeisenlandesbank Oberösterreich.  
Die Innenministerin gibt Migranten auch eine wesentliche Schuld an der Kriminalität im Land: „Ein Großteil der kriminellen Energie wird von Fremden ausgelöst.“ Ansetzen will Fekter bei den Jugendlichen: Diese würden sich Lehrstellen-suchend melden, um Familienbeihilfe zu kassieren: „Ich will nicht mit meinen Abgaben Familienbeihilfe für Jugendliche zahlen, die nichts tun, außer einrechnen zu gehen“, so die Innenministerin.



Entsetzlich fades Kino

Tausend Jahre Schmalz

Und das Datenangebot ist groß: Außer PI und KPA gibt es in EKIS auch noch die „Fremdeninformation“ mit Daten über jeden Ausländer und seinen Status in Österreich, sämtliche Kfz-Zulassungsdaten, eine Aufstel...

Deal mit der Polizei geplatzt



## Fehler bei Rasterfahndung

Datenschnitt war nicht genehmigt

Die...  
Die...  
Die...

Die Bürgerinnen die...  
Bisher konnte der unbescholtene Bürger, wenigstens im Normalfall, durch sein Verhalten den Staat auf Distanz halten. Solange er keine Gesetze verletzte, war er im Prinzip vor Nachstellung geschützt. Künftig verhält es sich umgekehrt: Die Bürgerin muss beweisen, dass sie nicht gefährlich ist. Sie, wir, jeder ist verdächtig. Heribert...  
Operation Spring – schon vergessen?

## Operation Spring – schon vergessen?

Operation Spring – schon vergessen?

zu verhindern. Wenn aber Beweise und Erhebungsergebnisse nicht mehr vollständig, sondern selektiv und manipulativ geliefert werden, verkommt die Justiz zu einer Marionette der Polizei.  
Ist in den Konventionen...

Fremde nach Art 8 Eurodac  
Fremde, die in Zusammenhang mit einer illegalen Einreise (aus einem Nicht-EU-Staat kommend) mit Eurodac registriert worden sind, sind - sofern sie nicht zurückgewiesen werden können - verpflichtet die Fingerabdrücke zu scannen. Das Datenmaterial ist an die EKIP zu übermitteln. Die zuständige Fremdenbehörde prüft, ob eine „Zurückweisung“ möglich ist, wobei dieser Termin nicht in Staat der Zurückweisung zu versetzen ist.



wie die in § 32 FHG beschrieben ist, sondern vor allem darauf abzielt, ob die Fremde im zeitlichen Zusammenhang wieder aus dem gemeinsamen Hoheitsgebiet der EU vertrieben werden kann. Nur wenn dies nicht der Fall ist, hat die Fremdenbehörde der EKIP zu bescheinigen, die Daten nach Eurodac zu übermitteln. Die Fingerabdruckdaten nach Art 8 Eurodac vor...

## Eingeschränkte Wahrnehmung

Im Zweifel besser schuldig

„Wir können heute beobachten, dass und wie der Staat zu einem potenziellen Polizisten wird und der Bürger zu einem potenziellen Verbrecher. Interessant ist die Frage, wie und warum sich eine liberale Demokratie in einen Kontrollstaat verwandelt.“

## Rasterfahndung mit falschen Namen und alten Daten

Zum zweiten Mal stieg die Zahl nicht-österreichischer InsassInnen zwischen 1999 und 2003, also der Zeit der EU-Osterweiterung, während der jedoch gleichzeitig reguläre Immigrations- und Partizipationschancen für MigrantInnen verschlechtert wurden. In beiden Phasen stiegen auch die Zahlen der Untersuchungshäftlinge enorm an, hier waren und sind AusländerInnen besonders betroffen, denn gegen sie wird viel schneller und bei oft sehr geringfügigen Straftaten, die schlussendlich gar nicht zu Freiheitsstrafen...

## „Den Afrikanern den Mund verkleben ...“

Der Begriff Rasse stellte nicht nur einen Definitionsraum bereit, innerhalb dessen die nationalsozialistische Rassenpolitik unerwünschte Personengruppen aus dem „Volkkörper“ entfernte und eliminierte, sondern er erwies sich, ganz ähnlich wie heute die Rede von den Genen, auch als so unscharf, offen und elastisch, um in weiten Teilen der Gesellschaft anschlussfähig zu sein. Die lebensgemeinschaftlichen, Dörfer...

## Die Forscher wollten beweisen, dass Kriminalität erblich und Verbrecher zu sterilisieren seien.

Die Forscher wollten beweisen, dass Kriminalität erblich und Verbrecher zu sterilisieren seien.

## Illegale Rasterfahndung: Polizei gesteht Fehler ein

Illegale Rasterfahndung: Polizei gesteht Fehler ein



## Ein Lied von Kot und Geld

Ein Lied von Kot und Geld

„Eine furchtbar hoffnungslose Situation“

„Eine furchtbar hoffnungslose Situation“

„Den Afrikanern den Mund verkleben ...“



„Wir müssen die DNA-Datensätze...“

„Wir müssen die DNA-Datensätze...

## HER MIT DEM 16-STUNDEN-TAG!

### Frigga Haug über eine Politik von Frauen für eine neue Linke

Alexandra Siebenhofer

„Die Vier-in-Einem-Perspektive“ nennt sich Frigga Haugs 2007 im Argument Verlag erschienene und 2009 neu aufgelegte Aufsatzsammlung. Der Titel ist schnell erklärt: An die Stelle eines ausschließlich als „Erwerbsarbeit“gedachten Arbeitsbegriffes stellt Haugs „Vier-in-Einem-Perspektive“ ein Bild von gesellschaftlicher Arbeit, das vier Begriffe integriert: Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, politisches Engagement und Bildungsarbeit.

#### Arbeit und Nicht-Arbeit

Die „Vier-in-Einem-Perspektive“ speist sich dabei weniger aus der Notwendigkeit, Arbeit neu zu definieren um Antworten auf drohende Arbeitsplatzkrisen zu finden. Der Autorin geht es um eine viel grundsätzlichere Frage: Darum, wie Gesellschaft gerecht organisiert werden kann. Der mögliche Wandel des Arbeitsbegriffes steht dabei im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die 40-Stunden-Woche, so eine der zentralen Thesen des Buches, ist im Wesentlichen ein Modell, das darauf aufbaut, Öffentliches von Privatem strikt zu trennen – mit dem Zweck „Arbeit“ einer kapitalistischen Verwertungslogik zu unterwerfen. Innerhalb dieser Logik ist Effizienz das entscheidende Qualitätsmerkmal von Arbeit. Gute Arbeit ist, in immer weniger Zeit immer mehr zu schaffen. Arbeit, deren Wert hingegen steigt, je mehr Zeit sie in Anspruch nimmt, widerspricht dem Prinzip kapitalistischer Verwertungslogik und ist deshalb aus dem System „Erwerbsarbeit“ exkludiert. Reproduktionsarbeit, Sorgearbeit, Pflegearbeit wird zur „Nicht-Arbeit“.

Frauen haben in diesem System den gravierenden Nachteil, dass ihnen die Pflicht zur Reproduktionsarbeit „in die Wiege gelegt“ wird. Sie müssen also beiden Logiken von Arbeit gehorchen: der kapitalistischen und der „privaten“, die fordert, möglichst viel Zeit mit Sorgearbeit zuzubringen. Gerechte Gesellschaft abseits patriarchaler und kapitalistischer Modelle wird für Haug nur dann lebbar, wenn die Trennung zwischen männlich konnotierter „Erwerbsarbeit“ und der in die Sphäre des Privaten verdrängten „Reproduktionsarbeit“ überwunden wird. Ein Arbeitsbegriff, der alle Formen von Arbeit einschließt, muss darüber hinaus auch die Arbeit am Selbst und die Arbeit an der Gesellschaft inkludieren. Diese neue Perspektive kann für die Autorin nur von widerständigen Frauen ins Leben gerufen werden. Denn, so Haug: „In der Problematik der Geschlechterverhältnisse sind die Fragen einer lebbareren Zukunft als Widerspruch enthalten. Zu wenig wird geschehen, wenn wir Frauen uns nicht auf den Weg machen, denn zu groß sind noch die Privilegien der Männer, ihre Seilschaften, ihre tradierten Macht-Selbstverständlichkeiten, die sie nicht nötigen, wahrhaft radikal zu sein.“ „Politik von Frauen für eine neue Linke“ lautet daher auch der Untertitel von Haugs Buch.

#### Nicht locker lassen

„Die Vier-in-Einem-Perspektive“ ist allerdings keine abgeschlossene Theorie, sondern eine Sammlung von Texten der Autorin, gegliedert in die vier Bereiche

„Erwerbsarbeit“, „Reproduktionsarbeit“, „kulturelle Entwicklung“ und „Politik von unten“. Jedes der vier Kapitel enthält vier bis fünf Aufsätze aus Haugs 40 Jahre währendender Publikationstätigkeit. Dieser Querschnitt gibt einen eindrucksvollen Einblick in die Entwicklung der Soziologin, legt offen, wie sich ihr analytischer Blick in der Auseinandersetzung mit den Entwicklungen der 1970er, 1980er und 1990er Jahre gewandelt, geschärft und differenziert hat. Dieser analytische Blick Frigga Haugs macht dabei weder vor ihrer eigenen Biografie halt, noch vor Widersprüchen der Linken und des Feminismus. Vor allem in ihren empirischen Arbeiten dokumentiert Haug mit schonungsloser analytischer Schärfe, wie sich Frauen oft selbst ein Bein stellen, aber auch, wie sich Linke durch das Festhalten an alten Denkmustern selbst zu lähmen drohen.

Mit einer Retrospektive auf 40 Jahre minuziöser Beobachtung gesellschaftlicher Zustände stellt das Buch die Forderungen nach einem neuen Begriff des Arbeitens in den Zusammenhang einer umfassenden Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Ungerechtigkeit. Haug kartografiert auf diese Weise die Untiefen gesellschaftlichen Wandels – und markiert so gleichzeitig eine seiner möglichen Routen. Was sie dabei mit auf den Weg gibt, ist weniger ein kanonisches Theoriekonstrukt, als ein Schlachtruf: „Dran bleiben!“

Diese Nachlese basiert auf der Radio Stimme-Sendung vom 20. April 2010, abrufbar im Sendungsarchiv [www.initiative.minderheiten.at](http://www.initiative.minderheiten.at)

Alexandra Siebenhofer  
ist Redakteurin bei Radio Stimme.

## SCHNAPSEN, KEGELN, SCHNITZEL-ESSEN

### Österreichische Heimatvereine in der Schweiz

Gaby Fierz

„Bis vor vier Jahren, als mein Mann starb, betrieben wir an der Haldenstrasse 159 in Zürich 35 Jahre lang das Schuhgeschäft ‚Zur Halde‘. Mein Mann war Schuhmacher und 39 Jahre lang Präsident des Österreichischer Vereins Zürich. Unser Geschäft war ein Treffpunkt. Viele kamen, um österreichisches Bier oder österreichischen Wein zu trinken und um Steirisch oder Kärntnerisch zu sprechen. Der Laden war ein Stück Heimat“, erzählt Berta Nöst, die 1958 als 19-Jährige aus einem kleinen Dorf in der Oststeiermark mit einem befristeten Vertrag als Haushaltshilfe in ein Altersheim nach Stäfa am Zürichsee kam.<sup>1</sup> Die Stelle hatte sie in der Zeitung gefunden.

„Ich wollte einfach mal etwas anderes sehen. Wir machten ja nie Ausflüge. Ich bin Vollwaise, mein Vater fiel im Krieg, meine Mutter starb, als ich vierjährig war. Ich kam in eine Pflegefamilie auf einen kleinen Bauernhof in Pöllau. Ich hatte es gut dort, einfach, aber gut. Stellen Sie sich vor, damals mit 19 fuhr ich zum ersten Mal Zug – von Graz nach Zürich.“



ÖsterreichischerInnen in der Schweiz © Berta Nöst

So wie Berta Nöst kamen nach dem Zweiten Weltkrieg in den 1950er und 1960er Jahren viele Österreicherinnen und Österreicher in die Schweiz, das nach Großbritannien das beliebteste Auswanderungsland war. 22.153 österreichische StaatsbürgerInnen lebten laut Volkszählung 1950 in der Schweiz, 1960 waren es 37.762 und 1970 erreichten sie mit 44.734 einen Höchststand, danach sank ihre Zahl bis 1980 auf 32.135 und pendelte seither zwischen rund 30.000 und 35.000 (vgl. Baur-Fraji/ Fraji 1996). Laut Statistikdienst Ausländer des Bundesamtes für Migration lebten 2009 36.488 Personen österreichischer Staatsangehörigkeit in der Schweiz, das sind 2,2 Prozent der ausländischen Wohnbevölkerung.

Viele der ÖsterreicherInnen wurden Schweizer BürgerInnen, 1978 erreichten die Einbürgerungen mit 3.900 Personen ihren bisherigen Höchststand. Danach nahm die Zahl der Einbürgerungen wieder ab (vgl. ebenda).

#### Junge Frauen auf der Suche nach Einkommen

1950 waren drei Viertel der österreichischen Staatsangehörigen in der Schweiz Frauen, 1960 betrug der Frauenanteil mit 56 Prozent immer noch mehr als die Hälfte. Betrachtet man die Entwicklung der Zahlen österrei-

chischer Arbeitskräfte generell, die 1950 bei 11.800 lag, bis 1957 auf 31.100 stieg und bis Mitte der 1960er Jahre auf 25.000 sank und vergleicht sie mit den entsprechenden Anteilen weiblicher Beschäftigter, deren Zahl von 9.700 1950 auf 21.300 1955 stieg und danach kontinuierlich sank und sich ab Ende der 1960er Jahre bei rund einem Drittel einpendelte, bestätigen sie den hohen Anteil weiblicher Arbeitskräfte dieser Zeit, die nur saisonale oder befristete Arbeitsverträge hatten (vgl. Pröll 1996). Viele mussten nach einem halben oder einem Jahr wieder zurück, bekamen eventuell einen neuen Vertrag, heirateten einen Schweizer oder reisten, wie Berta Nöst, ohne Bewilligung wieder in die Schweiz ein:

„Im Altersheim in Stäfa habe ich 150 Franken monatlich verdient. Das war sehr viel Geld. Der Vertrag war nur für ein halbes Jahr, dann musste ich wieder nach Hause. Kurz bevor ich abreiste, lernte ich jedoch im Österreicher-Verein Zürich meinen zukünftigen Mann kennen. Er kam mit dem Motorrad. Das war damals sehr modern. Wir fuhren schwarz über die Grenze nach Zürich. Ich hatte keine Stelle und keinen Ort zum Schlafen. Am nächsten Tag sprach ich im Waid-Spital vor. Ich erinnere mich noch genau: ich trug Hosen, stellen Sie sich vor, in jener Zeit war das Hosentragen



das politische magazin  
abseits des mainstreams  
auf den freien radios in österreich

**Radio Stimme**  
**Die Sendung für KopfhörerInnen**

[www.initiative.minderheiten.at](http://www.initiative.minderheiten.at)  
WIEN - KÄRNTEN - INNSBRUCK - BLUDENZ - GRAZ - SALZBURG - LINZ - SALZKAMMERGUT

von Frauen eine Provokation – und ich fuhr mit dem Motorrad vor. Die Stelle bekam ich nicht. Noch am gleichen Tag meldete ich mich auf ein Inserat: ‚Hausmädchen gesucht‘. Ich konnte sofort beginnen. Es war eine gute Stelle. Nur, ich musste sechs Tage pro Woche arbeiten, hatte nur einen einzigen Tag frei. Als Ausländerin musste ich das machen, was man mir gab. Doch dann sagte mein Mann, das geht doch nicht. Ich sprach mit dem Hausherrn und er gab mir daraufhin einen Samstag im Monat zusätzlich frei. Ich suchte dennoch eine andere Stelle und fand eine in der Küche im Kantonsspital. Am Wochenende hatte ich von nun an frei.“

### Paradies Schweiz

Die Hochkonjunktur der Schweizer Wirtschaft in den 1950er und 1960er Jahren führte zu einer großen Nachfrage ausländischer Arbeitskräfte. Diese kamen



Schuhgeschäft ‚Zur Halde‘ © Berta Nöst

mehrheitlich aus den benachbarten Ländern Italien, Österreich und Frankreich. Zwischen 1950 und 1973 wurden in der Schweiz rund eine Million neue Arbeitsplätze geschaffen und mehr als 60 Prozent dieser Arbeitsplätze mit AusländerInnen besetzt. Mitte der 1960er Jahre machten die GastarbeiterInnen ein Viertel aller Beschäftigten aus. In den 1970er Jahren verschärfte sich die AusländerInnenpolitik der Schweizer Bundesbehörden, die eine Stabilisierung der ausländischen Wohnbevölkerung und eine Plafonierung ausländischer Erwerbstätiger anstrebten. Eine entscheidende Bedeutung kommt bei der behördlichen Lenkung, Kontrolle und Beeinflussung der Zuwanderung der Arbeitsmarktpolitik zu, die mit der Gewährung unterschiedlicher Aufenthaltsbewilligungen in befristete und unbefristete diesbezüglich effiziente Steuerungsinstrumente entwickelte. Obwohl genaue Zahlen von den RückkehrerInnen nicht existieren, nimmt die Migrationsforscherin Ulrike Pröll an, dass doch einige der in den

1950er und 1960er Jahren auf der Suche nach Einkommensmöglichkeiten in die Schweiz gekommenen ÖsterreicherInnen mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in ihrer Heimat auch wieder zurückkehrten (vgl. ebenda).

Berta Nöst und ihr Mann Karl Nöst blieben. Sie richteten sich ihr Leben in Zürich ein: „Im Oktober haben wir dann geheiratet, im Juli 1961 kam die erste Tochter zur Welt, und dann ab 1972 hatten wir einen eigenen Laden. Für den Österreicher-Verein haben wir viel organisiert. Schnapsen, Kegeln, Schnitzel-Essen, den Österreicher-Ball, den Nationalfeiertag und dann haben wir auch Schueplättlet, in einem Chor gesungen, Skirennen und Picknicks veranstaltet. Wir haben für die Österreicher gelebt und haben viele Auszeichnungen für unsere Verdienste für Österreich erhalten. Zurück wollten wir nie, wohin auch, es gab ja keine Perspektiven, zumindest auf dem Land, dort, wo wir herkamen. Für die Daheimgebliebenen galt die Schweiz als Paradies, der Franken war sehr viel mehr wert als der Schilling und obwohl wir hart arbeiteten und wenig verdienten, galten wir zu Hause als die ‚reichen Schweizer‘“, erzählt Berta Nöst.

### Österreichisches Bewusstsein pflegen

Der Österreicher-Verein Zürich mit seinen rund 500 Mitgliedern wurde 1920 gegründet und ist der älteste der insgesamt 20 Österreicher-Vereine in der Schweiz, die sich 1950 zur Vereinigung der ÖsterreicherInnen in der Schweiz zusammengeschlossen haben. Der Schweizer Dachverband war auch eine der treibenden Kräfte bei der 1952 erfolgten Gründung des Auslandsösterreich-Weltbundes. Die Mehrheit der Schweizer Österreicher-Vereine wurden in den 1950er bis 1970er Jahren aus der Taufe gehoben, als die meisten ÖsterreicherInnen in die Schweiz einwanderten. Neben Kanada weist die Schweiz die höchste Dichte der Österreicher-Vereine auf. „Es geht um die Festigung des Gemeinschaftsgefühls aller im Ausland lebender Österreicher, aber auch um die Pflege des österreichischen Bewusstseins und österreichischen Kulturguts“, sagt Helga Martinelli, Präsidentin der Vereinigung der Österreicher in der Schweiz. Mit dem Hilfsfonds, der 1953 gegründet wurde, unterstützte man in Not geratene Landsleute. „Heute braucht es diesen Hilfsfonds so nicht mehr, aber bis in die 1980er Jahre hinein gab es viele Familien, die froh waren um einen Zustupf, besonders an Weihnachten oder auch

bei Krankheiten“, fährt sie fort. Helga Martinelli nahm 1967 als knapp 18-jährige Frau eine Stelle als persönliche Assistentin des österreichischen Schauspielers Otto Wilhelm Fischer, der in Vernate oberhalb Lugano wohnte, an. Ursprünglich wollte die aus Hohenems im Vorarlberg stammende Helga Martinelli in der Schweiz Französisch lernen, aber dann kam es anders: „Mir gefiel es sehr gut bei Otto Wilhelm Fischer und ich blieb im Tessin, heiratete, habe drei erwachsene Kinder und arbeite im Büro der Baufirma meines Mannes. Ich war mit dabei, als es darum ging auch im Tessin einen Österreicher-Verein zu gründen, deren Präsidentin ich heute nach einem kurzen Unterbruch wieder bin. Das Interesse ist groß und unsere Veranstaltungen, das Kegeln, der Heurige in Castaniata oder der Nationalfeiertag sind gut besucht. Im Verein machen Personen aus ganz unterschiedlichen sozialen Schichten mit, Künstler, Akademiker, Handwerker, Hausfrauen. Wie in den meisten Vereinen sind sie älter. Jüngere wollen sich in dieser Art von Gemeinschaften nicht mehr engagieren, sie haben andere Formen“, sagt Helga Martinelli.

### Männer machen Karriere

Im Gegensatz zu den meisten österreichischen Einwandererinnen, für die im damaligen Rollenverständnis der Geschlechter keine Berufsausbildung vorgesehen war, absolvierten die jungen Männer, ob sie nun in der Stadt oder auf dem Land aufwuchsen, eine Berufslehre oder kamen für die Berufsausbildung in die Schweiz. Viele nutzten in der Schweiz auch die Chancen einer beruflichen Weiterbildung und machten Karriere. Zum Beispiel Alfred Schuster, der zum ersten Mal zusammen mit hunderten weiterer Kinder nach dem Zweiten Weltkrieg für Erholungsferien in die Schweiz kam und diese Zeit in bester Erinnerung hat, zog es später aus beruflichen Gründen in die Schweiz. Der gelernte Maschinenschlosser, der bis zur Schließung der Wiener Rohrpost 1958 für deren Unterhalt zuständig war, erzählt: „1963 kam ich in die Schweiz und begann bei Brown Boveri, ich ging auf Montage, machte Weiterbildungen in Projektabwicklung und Projektmanagement, war jahrelang immer wieder im Ausland und ich werde auch heute noch, obwohl ich pensioniert bin, gefragt, wenn es um thermisch rotierende Maschinen geht.“

Auch für Gerhard Hernach war die Schweiz schon als Kind ein Begriff: „Meine

Mutter war als 11-Jährige – wie viele andere Kinder aus Österreich auch – nach dem Ersten Weltkrieg für eineinhalb Jahre zur Erholung in der Schweiz. Sie pflegte die Beziehung zur Schweizer Familie, die sie damals aufnahm, ihr Leben lang. Bei uns gab es einmal in der Woche den so genannten Schweizer Tag: Sie schickte mich zum Kiosk und ich musste Schweizer Zeitungen und Zeitschriften kaufen. In einer dieser Zeitungen sah unsere Nachbarin das Inserat ‚Bäcker/Konditorlehrling gesucht‘. Meine Mutter sagte, ‚Geh, ich kann dich nicht ernähren‘. Ich bewarb mich und reiste 1952 mit einem Lehrvertrag in der Hand nach Utzenstorf im Emmental, wo ich in der Bäckerei Lehmann meine Lehre absolvierte. Acht Jahre arbeitete ich auf diesem Beruf. Dann wollte ich wechseln und besuchte die Handelsschule, begann bei einer Liegenschaftsverwaltung und konnte danach bei einer Versicherung einsteigen. Zehn Jahre arbeitete ich im Außendienst, dann 16 als Instruktor und für weitere zwei Jahre übernahm ich dann noch andere Verpflichtungen bei der Lebensversicherung“, fasst er seine berufliche Laufbahn zusammen.

### Vielfältiger Umgang mit Fremdsein

Auf die Frage, wie sie sich denn als ÖsterreicherInnen in der Schweiz zurechtgefunden haben und heute fühlen, kommen

durchwegs positive Antworten: „Ich bin eine offene Person, gehe auf die Leute zu und damit habe ich nur gute Erfahrungen gemacht. Unser Verein ist ja auch für SchweizerInnen offen und wir übersetzen alles auch ins Italienische“, sagt Helga Martinelli.

Berta Nöst erfuhr viel Anerkennung: „Wir, die ÖsterreicherInnen wurden von den Arbeitgebern geschätzt, denn wir waren freundlich und konnten arbeiten, machten Arbeiten, die die SchweizerInnen nicht gemacht hätten. Mit dem Geschäft und dem Verein haben wir uns hier in der Schweiz eine zweite Heimat aufgebaut.“ Doch einbürgern wollte sich Berta Nöst nie.

Auch für Alfred Schuster, den Präsidenten des Österreicher-Vereins Baden, war der Schweizer Pass nie ein Thema: „Ich will nach wie vor meine Nationalität nicht aufgeben. Klar, meine Familie ist in der Schweiz und ich arbeitete für eine Schweizer Firma, aber ich war viele Jahre im Ausland.“

Meine vier GesprächspartnerInnen fühlen sich alle wohl in der Schweiz, dennoch halten sie an ihren Verbindungen mit ihrem Heimatland auch nach all den Jahren fest. Mit der Gründung eines Vereins schaffte man sich zudem ein Stück Heimat in der Fremde. Vergleicht man nun die aktuelle Immigration von Menschen aus der Türkei, aus den Ländern des Balkans oder Afrikas, so fallen die vielen Gemeinsamkeiten

auf: Auch heute sind in erster Linie wirtschaftliche Gründe, die Suche nach einem besseren Leben ausschlaggebend für die Migration. Und angekommen in der Schweiz, Deutschland oder in Österreich sucht man den Anschluss an diejenigen, die aus dem gleichen Dorf, der gleichen Stadt oder dem gleichen Land kommen. Diese „Heimatvereine“ spielen sowohl in sozialer wie auch kultureller Hinsicht eine wichtige Rolle in der Herausbildung einer neuen Identität, die eben nicht ein Entweder-Oder, „Schweizerin“ oder „ÖsterreicherIn“, sondern ein Sowohl-als-Auch ist.

### Fußnote:

<sup>1</sup> Die Gespräche mit den in der Schweiz wohnhaften ÖsterreicherInnen Berta Nöst, Alfred Schuster, Helga Martinelli, Gerhard Hernach, die sich alle in den Österreicher-Vereinen in der Schweiz engagieren, fanden im April 2010 statt.

### Literatur:

Baur-Fraji, Adelheid/Fraji Abderrahim (1996): *Auswanderungen von Österreichern und Österreicherinnen nach 1945*. In: Traude Horvath/Gerda Neyer (Hg.): *Auswanderung aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Böhlau: Wien, Köln, Weimar: 279-321.  
Pröll, Ulrike (1996): *Österreichische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in der Schweiz. „Für mich war das Ausland immer dort, wo man mich nicht versteht“*. In: Ebenda: 433-456.

## Jugend-Filmwettbewerb 2010

Du möchtest dieser Gesellschaft über das spannende Medium Film aus deiner Sicht etwas mitteilen und verändern? Dann mach mit beim Jugend-Filmwettbewerb, alleine oder als Gruppe!

www.zamleben.com

Ein Projekt der Grüne Bildungswerkstatt Minderheiten  
<http://www.minderheiten.gbww.at>

An Franz Kangler, bis vor kurzem Direktor des Österreichischen St. Georgs-Kollegs in Istanbul, langjähriger Provinzial des Ordens der Lazaristen

## LIEBER FRANZ,

1978, ein Jahr nach Dir, ereilte mich der ersehnte Ruf, als Lehrer am Kolleg in Istanbul arbeiten zu können. Dieses Fernweh hatte schon eine längere Laufzeit – wie mir scheint bis heute, ohne Ablaufdatum.

In der vierten Klasse im Internat durften wir endlich Karl May lesen; als ich „Von Bagdad nach Stambul“ in die Hände bekam, war's um mich geschehen: Es gab nur mehr ein Ziel: Auf nach Stambul, wo der Galataturm sich erhebt, auf dem Kara Ben Nemsi mit dem Derwisch rang! Die Metropole Istanbul, der Bosphorus, dieser Blick zum Goldenen Horn, zur Hagia Sophia und Blauen Moschee, die wunderbare Silhouette der Alten Stadt, am Horizont die asiatische Seite, die Prinzeninseln, unsere Insel Burgaz – viele Motive zum Zeichnen. Da – der Ruf des Muezzins, zuerst von der Moschee in der Nähe und dann rundum, zeitlich, räumlich versetzt, ein musikalisches, spirituelles Gesamtkunstwerk!

Das erste Jahr am St. Georgs-Kolleg war recht anstrengend, über 50 Schüler im Zeichensaal, da musste ich mir schon ein paar Tricks einfallen lassen, um diese Situation halbwegs bewältigen zu können. Aber was hatte ich doch für begabte Schüler und Schülerinnen! Mit einigen bin ich noch immer in Kontakt.

Dein Vorgänger Ernest Raidl, mit dem mich bald eine jahrzehntelange Freund-

schaft verband, hat es mit mir nicht immer leicht gehabt: Einmal kam der Direktor in die Zeichenstunde, ich stand gerade neben Erkan und sagte im Spaß: „Er ist so schlecht!“ – darauf Ernest: „Das sagt man nicht!“, und Erkan mit seinen 13 Jahren grinste, er wusste ja, was ich von seiner Begabung halte. Eines Tages teilte mir Ernest im Auftrag des Generalkonsuls mit, dass ich nicht mehr ins Gefängnis gehen dürfe, weil ich einen Kassiber, eine geheime Nachricht, herausgeschmuggelt hätte – er fügte hinzu, dass ich damit so umgehen könne, wie ich es richtig finde, und ich ging weiterhin ins Gefängnis – anfangs nur aus „Neugierde“, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass es in türkischen Gefängnissen so zugeht, wie es der Film „Midnight-Express“ darstellt – mein erlebtes positives Türken-Bild! Einem Mexikaner, lebenslänglich, konnte ich auf seinen Wunsch sogar einen Beichtvater beschaffen. Einmal brachte ich als Abwechslung im öden Gefängnisalltag einen Fußball mit und Wachscreiden zum Zeichnen – da hatten die Aufseher aber Bedenken, dass etwas darin versteckt sein könnte; ich biss gleich hinein und der Verdacht war vom Tisch. Mit dem Kassiber, das war ein einziger Kas; ich wollte nur einem Österreicher helfen, dass er bald heim kann und meldete es dem Konsulat.

Der Abschied 1980 von St. Georg fiel mir schwer; wir wollten, dass unsere Kinder die vierte Klasse Volksschule daheim machen. 1982 hast Du die Agenden des Direktors übernommen und Dir ab 1993 „den Nitsche noch einmal angetan“, danke! Ich war schon länger in eine pädagogische Krise geraten, ungeduldig, grantig und dachte mir, schrecklich, noch zehn Jahre Lehrer. Der Kulissenwechsel an den Bosphorus war wie ein Wunder: Dank Deiner war ich nach drei Wochen St. Georgs-Kolleg wieder ein glücklicher Lehrer. Aber auch Dir habe ich's nicht immer leicht gemacht: Einmal wollte ich im Schulhof filmen: Schüler, Fußballfans, schwenkten gerade die Fahne von Galatasaray, hörten aber plötzlich auf – und ich: „Weiter!“; Du hast es ihnen, von mir unbemerkt, verboten; sie schwenkten weiter und ich filmte. Meine DAF-(Deutsch als Fremdsprache)Didaktik- und Methodik-„Verrücktheiten“ hast Du sogar positiv gesehen und mich weiterhin „einen bunten Vogel“ sein lassen – danke! Für noch so Vieles habe ich zu danken, für den Kreuzweg-Auftrag auf der Insel Burgaz, dass ich ein Atelier auf meiner Lieblingsinsel haben konnte und nach dem Ende meiner Lehrertätigkeit immer wieder Eure Gastfreundschaft genießen durfte, wenn mich das Türkei-Heimweh zu sehr plagte – jetzt schon wieder!

Zur in der Vorwahlzeit angeheizten Minarett- und Islam-Debatte schrieb einer in einem Leserbrief der TT, dass Gottesdienste in Istanbul nur unter Polizeischutz möglich seien – in meiner Entgegnung hab ich ihm und anderen Islam-Verhetzern und Ausländer-raus-Idioten hier aber ordentlich die Meinung gesagt – in Erinnerung an die stimmungsvollen, stimmigen Sonntagsmessen, Predigten in St. Georg, mit Orgelmusik, öfters auch mit unserem Chor.

Dir, lieber Franz, keinen zu schmerzlichen Abschied von Deinem stressigen Beruf, von dem Du Dich jetzt zurückziehst, um Dich mehr pastoralen Aufgaben widmen zu können. Einen guten Übergang ins mehr Private, viel Kraft und gute Gesundheit,

Dein dankbarer  
Gerald Kurdoğlu



## EIN TIEFES VERSTÄNDNIS VON INTEGRATION

Beate Eder-Jordan

*Die jenische Autorin Sieglinde Schauer-Glatz, Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten, wurde am 15. August 2010 in der Hofburg in Innsbruck mit der Verdienstmedaille des Landes Tirol für ihre Verdienste als Mitbegründerin der integrativen Volks- und Hauptschule für Behinderte in Österreich geehrt.*

Sieglindes öffentliches Engagement begann im Herbst 1983, sie ist Mutter von drei Kindern, ihr Sohn Martin, damals zwei Jahre alt, hat eine schwere Behinderung. Fragen, Ängste und ein Gefühl der Hilflosigkeit standen am Beginn des Engagements für eine integrative Schule. Was wird aus meinen Kindern? Wie schaut die Zukunft aus? „Ich bin zu erwachsenen Betroffenen gegangen und habe gefragt: Was war richtig und was war falsch?“, erzählt Sieglinde. Sie hört Geschichten, die von Ausgrenzung handeln, von der Unmöglichkeit, „normale“ Schulen zu besuchen, vom Leben in den Heimen. Immer wissen andere besser, was einem gut tut. Demgegenüber stehen der Wunsch nach Selbstbestimmung und gleichen Rechten. Ein Fazit: Die Behinderung muss vom ersten Tag an bewältigt werden, nicht erst, wenn man erwachsen ist.

Viel Überzeugungsarbeit ist zu leisten, der Automatismus zu durchbrechen, dass ein Kind mit Behinderung mit sieben Jahren in ein Heim kommen muss. Schulische Inte-

gration ermöglicht soziales Lernen für alle, nicht nur für die Kinder mit Behinderung. Mit Martin und einigen anderen Kindern begann die Integration in Westösterreich, dahinter stand ein jahrelanger Kampf. Das Sprechen in der Öffentlichkeit ohne einschlägige Ausbildung ist eine Herausforderung für Sieglinde.

„Aufgeben darf nicht stattfinden!“ Alles selber zu tun, ist viel mehr Aufwand, aber erstrebenswert. Martin ist selbstsicherer geworden, eine stärkere Persönlichkeit, sein Wille wurde nicht gebrochen. Von ihm lernte sie, genau hinzuschauen, mehr wahrzunehmen, Bedürfnisse zu erkennen, Einfühlungsvermögen und Geduld. Sieglinde entwickelt ein tiefes Verständnis von Integration, der Begriff ist keine Worthülse, sondern gelebter Alltag. Im Gespräch verweilt sie bei der – selbstgestellten – Frage nach der Sinnhaftigkeit ihres Tuns. Achtsamkeit im Umgang mit Menschen, mit Tieren und mit der Natur ist ihr ein besonderes Anliegen. Der stärkste Wert ist die Liebe zum Gegenüber, das ist das Wesentliche. Integration bedeutet, für den anderen da zu sein.

Was hat Sieglindes jenische Identität mit ihrem Engagement für die integrative Schule zu tun? Für sie war es ein langer Prozess, die jenische Identität anzunehmen, mühsam erarbeitetes Selbstbewusstsein. 1948 in Haiming in Tirol als Kind jenischer Eltern geboren, die Mutter Hausiererin, der Vater Korbflechter, kam sie als Fürsorgekind mit zwei Monaten zu Pflegefamilien. Erst mit 49 Jahren bekannte sie sich zur jenischen Herkunft. Jenisch sein, sich für

Menschen mit Behinderung engagieren: Da gibt es Gemeinsamkeiten. Nicht daheim sein, die Erfahrung der Ausgrenzung am eigenen Leib. Man hat nicht dazu gehört, das haben sie einen spüren lassen. Diese tiefe Erfahrung von Alterität schmerzt und gibt gleichzeitig die Kraft, sich gegen Ausgrenzungsmechanismen aufzulehnen. „Ich wünschte, mein Führer wäre wieder hier!“ sagte eine Kundin in einem Geschäft beim Anblick ihres Sohnes. Diese Geisteshaltung bedeutete im Nationalsozialismus für Millionen den Tod.

Sieglinde, seit 1996 Alleinerzieherin, lebt vor, dass Familienmitglieder mit schwerer Behinderung auch zu Hause leben und bestmöglich gefördert werden können, eine Herausforderung auf vielen Ebenen, auch finanziell. Seit 2004 arbeitet Martin Schauer zu Hause als freischaffender Künstler mit Unterstützung von Malassistenten ([www.martinschauer.at](http://www.martinschauer.at)).

In ihrer Literatur und ihren Vorträgen setzt sich Sieglinde für eine solidarische, menschenwürdige Gesellschaft ein. Ihre Gedichte erschienen u. a. in den Anthologien *Jenische Reminiszenzen* (EYE Literaturverlag: Landeck 2001) und *Neue Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch* (Haymon: Innsbruck-Wien 2008).

**Beate Eder-Jordan**

*ist Assistentin an der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft des Instituts für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck und Mitglied der Initiative Minderheiten.*



*Nicht Vaters Stolz – behindert.  
Ein nicht lebenswertes Leben  
lehrt mich ohne Worte.*

*Schweigen erweckt Zweifelbitter  
zwingt zum Erinnern  
Grauschleier verirrt sich ins Bodenlose  
lässt mich aus dem gelobten Niemandsland  
als Unkraut erwachen  
die Stimme bricht  
der Atem steht  
von Sandaugen erblindet  
suche ich Schutz  
an der Schattenmauer der Zeit  
Gier und Hass sind immer gerüstet  
und marschbereit.*

Sieglinde Schauer-Glatz © Beate Eder-Jordan

Blaue Moschee, mehrfarbiger Siebdruck 2000 © Gerald K. Nitsche

## WIEN DENKT NICHT WEITER

Tina Leisch

*In der Hauptschule Pazmanitengasse im 2. Wiener Gemeindebezirk, deren SchülerInnen zu 98 Prozent eine andere Muttersprache als Deutsch haben, wird Bertolt Brechts „Leben des Galilei“ einstudiert. Am Freitag soll Probe sein. Doch Dzenis kann leider nicht, da muss er zum Freitagsgebet in die Moschee, da duldet sein Vater keine Ausnahme, auch nicht fürs Schultheater. Jedenfalls solange nicht, bis er erfährt, dass die Premiere im Rathaus sein wird und das Fernsehen kommt. Plötzlich darf auch Dzenis freitags mitdiskutieren über die Brechtsche Version von Aufklärung und Religionskritik.*

Diese unscheinbare Geschichte bebildert einen der Mechanismen, die darüber entscheiden, ob die nächste und übernächste Generation der EinwanderInnen sich frustriert in ihre Nischen zurückziehen, oder ob sie Mitwirkende an einer weltoffenen, transkulturellen Gesellschaftlichkeit werden: Je mehr die Menschen Anerkennung, Status und Rechte erhalten, je mehr sie eingeladen sind zu den Foren der Auseinandersetzung zwischen Kulturen, Subkulturen, Weltanschauungen, umso geringer das Bedürfnis, Rückhalt und Bestätigung in der Aufrechterhaltung von leider oft patriarchalen Traditions- oder Religionswelten zu suchen. Je mehr AustroafrikanerInnen entrechtet und diskriminiert werden, umso größer der Zulauf zu den unter ihnen vehement missionierenden evangelikalen Sekten.

Je weniger HauptschullehrerInnen in der Lage sind, auch die Fähigkeiten von SchülerInnen zum Glänzen zu bringen, bei denen man mit Rechenbeispielen vom Nikolaus und vom Osterhasen keine Mathematik-Endorphine auslöst, umso schwerer wird es den Kindern fallen, das Kalkül zu berechnen, das den Imam zur chauvinistischen Glorifizierung des Türkentums bewegt. Wenn RomakünstlerInnen auf den repräsentativsten Bühnen der Stadt vor großem Publikum auftreten dürften, um mit Mitteln der Kunst Antiziganismus zum Thema zu machen, würde man ihnen auch in der Community mehr Gehör schenken, wenn sie Geschlechterverhältnisse und Bildungsprobleme thematisieren.

Zumindest all jenen PolitikerInnen, denen nicht daran gelegen ist, durch das Aufpeitschen von Vorurteilen und identitären Abgrenzungen zu punkten, müsste es also ein Anliegen sein, über die Schulen und Jugendzentren hinaus transkulturelle Begegnungsorte und soziokulturelle Räume zu schaffen. Davon ist aber nichts zu sehen. Im Gegenteil.

Von einem Gesamtkulturbudget von 236,6 Millionen Euro jährlich für Kultur und Wissenschaft ist eine einzige Million der MigrantInnenkultur gewidmet, wovon hauptsächlich folkloristische Kulturveranstaltungen gefördert werden.

Der Ex-Jugo und Philosoph Ljubomir Bratić und die türkischstämmige Filmemacherin Ülkü Akbaba haben in einer Studie untersucht, welche Maßnahmen im Theaterbereich getroffen werden müssten, um transkulturelle Projekte von und mit den 44 Prozent WienerInnen mit Migrationshintergrund entstehen zu lassen. Die Rezepte klingen plausibel: Fördertöpfe für transkulturelle Projekte müssten ausgelobt werden, die künstlerische Ausbildung von MigrantInnen müsste forciert werden, MigrantInnen müssten angemessen in den Entscheidungsgremien, Beiräten und Kuratorien vertreten sein, die Stadt müsste in jedem Bezirk ein transkulturelles Kulturzentrum schaffen, besser noch, als es die Caritas in der Ottakringer Brunnenpassage betreibt, überhaupt müsste eine transkulturelle Offensive gestartet werden, die laut deklariert, dass Kultur die Inszenierung, Gestaltung, Moderation der

notwendigen gesellschaftlichen Konfrontation, des Streitens, der Auseinandersetzung, des Dissenses bedeutet und zwar mit den Menschen, nicht stellvertretend für sie und über ihre Köpfe hinweg.

Doch die Studie verschwand unbeachtet in der Kulturamtsschublade. Dann lud Kulturstadtrat Mailath-Pokorny im Juni viele KulturfunktionärInnen und wenige Kulturschaffende zu einem Kongress um unter dem Titel „Wien denkt weiter“ über ein kulturpolitisches Konzept nachzudenken und postulierte dort auch groß die Transkulturalität als Ziel seiner Bemühungen. Doch leider muss bezweifelt werden, dass der Kulturstadtrat versteht, was das Wort „transkulturell“ bedeutet: Er hatte unter Dutzenden RednerInnen, ArbeitsgruppenleiterInnen, ImpulsgeberInnen keine einzige Person mit Migrationshintergrund, auch nicht die ExpertInnen Ljubomir Bratić oder Ülkü Akbaba, eingeladen.

Man redete lieber über MigrantInnen, nicht mit ihnen. Sie tauchten nur auf als defizitäre Wesen, die an „unsere“ Hochkultur herangeführt werden müssen, damit „unsere“ Museen nicht in zwanzig Jahren zusperren müssen. Aber sie mitreden lassen? Nein. Eine undurchdringliche Mauer schirmt weiterhin die Jobs und Gremien, in denen politisch entschieden wird, vom Eindringen unerwünschter „AusländerInnen“ hermetisch ab.

Wer aber keine Räume für transkulturelle Begegnungen schafft, in denen nicht nur folkloristisches Multikulti geboten wird, sondern tatsächlich gesellschaftlicher Austausch, kreative Weiterentwicklung kultureller Fähigkeiten stattfinden, der muss sich nicht wundern, wenn die populistischen Ausgrenzerinnen und Angstmacher punkten.

*Die Studie Kunst, Kultur und Theater für alle. Impulse für eine transkulturelle Theateroffensive von Ljubomir Bratić, Ülkü Akbaba und anderen ist nachzulesen unter [www.iodo.at/kulturstudie090606.pdf](http://www.iodo.at/kulturstudie090606.pdf)*

Tina Leisch

ist Film-, Text- und Theaterarbeiterin.



02. Dezember 2010  
 Ost-Klub  
 Schwindgasse 1  
 Schwarzenbergpl. 10  
 1040 Wien

Spende 9,- Euro  
 höhere Spende willkommen!  
 Einlass 20:30h

*Inter-Culture Club  
 Konzert und Party  
 für die  
 Initiative Minderheiten*

### ■ Ja, ich will 4 x jährlich MO lesen.

- StudentInnen | Selbstkostenabo 8,80 Euro
- Normalabo 16 Euro
- Förderabo 60 Euro (mit dem Förderabo unterstützen Sie Verkaufsschulungen für unsere KolporteurInnen)

Name

Adresse

PLZ | Stadt

E-Mail

Post SOS Mitmensch, Postfach 220, A-1070 Wien



MO – Im entscheidenden Augenblick das Richtige tun!  
 Menschenrechte gehen uns alle an.





Illustration: Petja Dimitrova

## DIE INSPIRATION

Vlatka Frketic

Wieder einmal sitzt Raiman vor dem Computer und je länger er auf den Bildschirm starrt, desto leerer wird es in seinem Kopf. Er bringt keine einzige Zeile zusammen. So sehr er sich auch anstrengt, es fällt ihm nichts ein. Vielleicht erreiche ich ja bald den Zustand der vollständigen Erleuchtung, denkt sich Raiman und zerzaust sich die Haare. In den Schläfen spürt er ein regelmäßiges Pochen. Bong. Bong. Bong. Regelmäßig wie das Rattern der Eisenbahn. Obwohl... so regelmäßig ist das Geräusch der Eisenbahn auch wieder nicht, wie Raiman seit einer Dokumentation über Geräusche im Fernsehen weiß. Deswegen sind es ja auch Geräusche und keine Töne. Oder so ähnlich. Nein, nicht wegschweifen. Immer noch keine Idee für den Text.

„Ich muss meine Gedanken fokussieren“, sagt er laut zu sich selbst und sieht die bunten Kreise auf dem Bildschirmschoner auf und ab springen. „Was? Schon wieder 15 Minuten vergangen?“ Über die Zeit hat sich Raiman schon den einen oder anderen Gedanken gemacht. „Ich habe Zeit.“ „Ich habe keine Zeit.“ Aber jetzt wird es mit der Zeit wirklich eng. Welche Zeit? Seit einer anderen Dokumentation im Fernsehen, diesmal über die Zeit, weiß Raiman, dass es die Zeit an sich oder auch für sich überhaupt nicht gibt. Es gebe nur die gefühlte Zeit. „Warum aber habe ich dann nur noch ein paar Stunden für den Text?“

Raiman entschloss sich, nie wieder irgendwelche Fernsehdokumentationen anzuschauen. Lesen sollte er, nicht vor der Glotze hängen. „Welches Buch habe ich zuletzt gelesen?“ Es will ihm nicht einfallen. Also steht er auf und stellt sich vor das Bücherregal. „Welches Buch war es? Welches? Welches? Welches? Ah, da ist es ja. Ja, das war ein richtiger Genuss.“

Als er sich wieder vor den Computer setzt, springen bunte Kreise auf dem Bildschirm auf und ab. Schon wieder 15 Minuten vergangen. „Was soll ich schreiben? Was? Was? Was?“ Raiman beginnt mit einem Bleistift zu spielen und malt gedankenlos Kreise und Kreuze auf ein Blatt Papier. „Wie hieß noch mal das Spiel mit den Kreisen und Kreuzen? Drei Kreise oder drei Kreuze?“ Es ist hoffnungslos. Er verziert die Kreise mit Ohren, Haaren, Augen, Pickel und Augenbrauen. Dann malt er zwei Köpfe, die aussehen, als ob sie zusammenstoßen würden. Nur das Kreuz zwischen ihnen verhindert den Zusammenstoß. Jetzt war die eingestellte Bildschirmschonerzeit abgelaufen und der Bildschirm war aus.

Raiman drückt die Leertaste und starrt auf den leeren Bildschirm. Er blickt auf die Köpfe und Kreuze, die er gerade gezeichnet hat und überlegt. Bald sind ja wieder Wahlen in Wien. Aber was gibt es darüber schon zu schreiben? Was ist das wohl für ein Gefühl, ein Kreuz in einen

Kreis zu setzen und niemand sieht dir zu? Ob es in diesen Wahlkabinen stickig ist? Die Zeit drängt, auch wenn es sie an sich und auch für sich nicht geben soll. Der Text muss bald abgeschickt werden. „Aber muss es wirklich ein Kreuz sein?“ Raiman weiß es nicht. „Vielleicht kann man ja den Kreis auch ausmalen, oder die Perspektive verändern und eine Kugel aus dem Kreis machen. Oder den gewünschten Kreis mit Haaren, Augen und Ohren versehen?“ Warum es wohl ein Geheimnis ist, welchen Kreis sich die Leute aussuchen um ihn anzukreuzen? Geheimnis? Nicht immer und nicht ganz!

„Ich werde eine E-Mail schicken und sagen, ich sei krank und dass der Text frühestens in einer Woche kommen kann.“ Überwältigt und beflügelt von dieser Idee schreibt Raiman sofort die E-Mail; nicht zu unterwürfig, nicht zu selbstbewusst. Er vermittelt nur einen Tatbestand: Eine Krankheit als Entschuldigung für den Text, den er noch nicht abschicken wird, den er eigentlich noch gar nicht hat. Die Erleichterung, welche er verspürt, nachdem er die „Senden-Taste“ im Mailprogramm gedrückt hat, ist unsagbar. Jetzt kann er sich wieder den Kreisen und Kreuzen widmen. Zwei Köpfe, ein Kreuz im Kreis. Die haben es Raiman so ziemlich angetan.

## AUFGEBEN DER RÜCKKEHR

Nikola Madžirov

Mein Nachname ist Madžirov – Zeugnis einer Zwangsumsiedlung vor ungefähr einem Jahrhundert von Süden nach Norden, als Kontrast zur biologisch gerechtfertigten Umsiedlung von Norden nach Süden – einer instinktiven Praxis der grenzenlosen Obdachlosen: der Schwalben. Die Madžiri bzw. Muhadžiri sind Auswanderer oder Flüchtlinge, benannt nach den Anhängern Mohammeds, die sich auf seinem Weg nach Medina um ihn sammelten. In den Balkankriegen zu Beginn des letzten Jahrhunderts wurden meine Vorfahren aus ihrem Heim vertrieben und so für immer im jetzigen Haus der Erinnerung angesiedelt. Zu jener Zeit war unser Nachname Stamenov, im einsprachigen Wörterbuch erklärt als „die Harten, Beständigen, Ausdauernden“. Nach der Auswanderung im Jahre 1913 wurde unsere Familie Madžirov genannt, ein Name, den ich bis zum heutigen Tage als genetische und generierende Bestimmung trage.

Mein Name ist Nikola – ein nominelles und nomadisches Erbe des globalen christlichen Schutzheiligen der Reisenden und Seefahrer. Der ikonisch reine Blick des heiligen Nikolaus von Myra hat mich in nahezu jedem Taxi in Form einer ovalen Plakette empfangen, die gleich neben dem Lenkrad klebt; und in jedem Autobus, direkt über den alten, schon ausgebleichten Porträts des kommunistischen Diktators, die wie Ikonen (shortcuts) in eine vergangene ideologische Wirklichkeit einführen.

Deshalb reise ich gern. Weil ich kein Zuhause habe und auch kein Zuhause haben kann. Paul Virilio schreibt: „Zu sein, heißt, nicht an einem einzigen Ort zu sein.“ Das erste Mal lief ich von zu Hause weg, als ich drei Jahre alt war, in den dreimal so großen Schuhen meines Vaters. Diesen Drang bewahre ich mir auch heute, nur dass mir jetzt die Schuhe viel zu eng sind. Die erste Flucht von zu Hause, von den anderen immer als Sich-Verirren bezeichnet, ist das ursprüngliche und konstante Aufwachen in den Räumen, die uns nicht zugeteilt sind. Es geht nicht darum, etwas zu verlassen, weil sich zu dieser Zeit das Bewusstsein für die Akkumulation von Dingen und Erinnerungen noch immer nicht konstituiert hat. Das Kind läuft weg, wenn es nichts hat, genauso wie jemand, der vor seinen Ängsten flieht und nicht vor seiner Vergangenheit. Ich fürchte

mich noch immer vor der Breite des Wegs und nicht vor seiner Länge.

Ich laufe gern weg. Nicht jedem Sesshaft-Werden geht eine Flucht voraus. Jeder Kinderzeichnung mit einem Haus unter der Sonne gehen irgendjemandes sukzessive Erinnerungen an „ein Bündel über der Schulter“ oder „einen Koffer in der Hand“ voraus – diese imagologischen Reduktionen des gesamten Erbes. Das Bündel über der Schulter erinnert an die Spitze eines Zeigers, der immer noch zurück in Richtung des Verlassenen zeigt; und der Koffer, der vor den Füßen steht, ist das irdische Hindernis, das man auf dem Weg zur vorläufigen Weite des neuen Lebens überwinden muss. Der Dichter wäre nur ein abscheulicher Flüchtling vor dem Realen, sofern er auf seiner Flucht nicht auch sein eigenes Unglück mit sich trägt (Emil Cioran).

Ich werde nicht gerne vertrieben. Der Flüchtling erträgt, und der Vertriebene trägt immer. In jedem zwangsweise entdeckten Raum baut der Vertriebene das Haus aus Luft, mit neuen Altären, Montagewänden und Fresken. Seine Hausgötter leben in Zimmern mit angelehnter Tür. Der Vertriebene ist eine schmerzlose kollektive Erinnerung trotz seines persönlichen Schmerzes. Er verliert die Weite und behält die Begrenztheit. Sein Körper verlässt die Seele, in dem er wie ein unbemanntes Flugobjekt über den verlassenen Orten levitiert. Bevor er verlässt, wird er verlassen. Seine präparierte Leere ist vielen Museen versprochen. Er kehrt ständig durch die Spuren seiner merklichen Abwesenheit zurück. Der Vertriebene muss nichts im Gedächtnis behalten, aber er muss sich etwas ins Gedächtnis zurückrufen.

Ich würde gern zurückkehren. Die Rückkehr ist eine Form von Erinnerung. Sobald ich das Wort „Zuhause“ ausspreche, öffnet sich vor mir das Feld des Inneren, das warme Interieur, die statische Unberühr-

**Gugg**, das neue Informations- und Veranstaltungszentrum von **HOSI Wien** ist in der Heumühlgasse 14, 1040 Wien eröffnet.

Das Vereinszentrum ist nach Franz Xaver Gugg (1921–2003), einem verdienten Vorkämpfer der heimischen Schwulenbewegung und langjährigem Förderer des Vereins benannt. Für den zusätzlichen Finanzierungsbedarf, der aufgrund der nötigen Investitionen entstanden ist, bittet HOSI dringend um Spenden auf das HOSI-Wien-Konto Nr. 0023-57978-00 bei der Unicredit Bank Austria AG, BLZ 12.000.

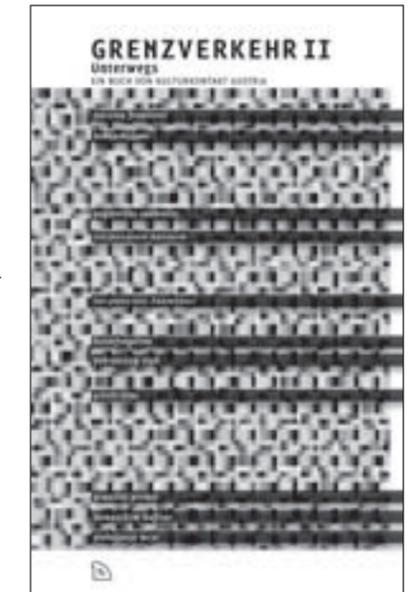
barkeit. Mit jedem sinnlichen Aneignen des Begriffs „Haus“ eröffnet sich mir das Äußere, die Geometrie des Hofes, die Grenzfassadiertheit des veränderlichen Raums. Die *Dynamik des Zuhauses* ist bestimmt von der Sehnsucht nach ständiger Rückkehr zu ihm, sei es durch die rekonstruierten Straßen der Kindheit oder durch die wiederbelebten Instinkte von dauerhafter Zugehörigkeit. *Im Haus lebt man, in sein Zuhause kehrt man zurück*. Die Rückkehr aufzugeben, bedeutet in Wirklichkeit, sich selbst aufzugeben.

Aus dem *Makedonischen von Alexander Sitzmann*

Der Text stammt aus der Anthologie *Grenzverkehr II. Unterwegs*. Hg. von Kulturkontakt Austria. Drava Verlag: Klagenfurt/Celovec 2010.

Präsentation und Lesung im Rahmen von „Buch Wien“: 16. November 2010, 19.00 Uhr, Literaturhaus Wien.

[www.kulturkontakt.or.at/grenzverkehrII](http://www.kulturkontakt.or.at/grenzverkehrII)



**Nikola Madžirov**

ist mehrfach ausgezeichnete Dichter, Essayist und Übersetzer aus Makedonien.

Ein Buch mit einer Auswahl seiner Lyrik auf Deutsch wird 2011 im Hanser Verlag erscheinen.



## KONFRONTATION MIT DER SPRACHE

Adibeli Nduka-Agwu, Antje Lann Hornscheidt (Hg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen.* Brandes&Apsel: Frankfurt am Main 2010. 595 Seiten; € 45,30. ISBN 978-3-86099-643-0

„Dieser Text kann vor allem durch Rassismus Privilegierte irritieren, verunsichern oder sogar ärgerlich machen“, kündigen die beiden Herausgeber\_innen Adibeli Nduka-Agwu und Antje Lann Hornscheidt in ihrer umfangreich gehaltenen Einleitung an. Und es stimmt: Die Konfrontation mit dem eigenen (unge-wollten) rassistischen Sprachgebrauch ist zumeist mehr als nur unbequem. Und eine solche Konfrontation geht alle an. Denn als wesentlicher Bestandteil gesellschaftlicher Praktiken wirkt Rassismus in allen Lebensbe-reichen in mehr oder minder subtilen Formen. Sprache ist dabei ein zentrales Mittel der ReProduktion, der Ein- und Fortschreibung, aber auch der Veränderung.

In diesem Sinne besteht das Hauptziel des Buches darin, Irritationen hervorzu-rufen und damit das Sprachbewusstsein der Leser\_innen zu schärfen. Es geht hierbei jedoch gerade nicht darum, die

Lesenden ob der Allgegenwart rassistischer Sprachkonventionen in eine Sprachlosigkeit zu treiben, indem bestimmte Begriffe tabuiert und Vermeidungsstrategien angeboten werden. Es geht auch nicht darum, eine Bestandsaufnahme des derzeit politisch korrekten Sprachgebrauchs zu offerieren. Das Buch zielt vielmehr darauf, sich mit der persönlichen Handlungsmächtigkeit in der und durch die Sprache auseinanderzusetzen, eigene Aussagen permanent zu reflektieren und Strategien zu erlernen, strukturellen Rassismen aktiv entgegenzutreten.

Unterstützung bietet *Rassismus auf gut Deutsch* hierbei in Form konkreter Analysen des rassistischen Gebrauchs von Begriffen, Bildern und verbreiteten Argumentationsweisen sowie durch die Einführung neuer Begrifflichkeiten. Der Sammelband ist in sechs Abschnitte unterteilt. Auf eine Einleitung, die wichtige Begriffe und Konzepte der aktuellen Rassismusforschung aufbereitet, folgt die Vorstellung zentraler ermächtigender Selbst-bezeichnungen wie „Afrodeutsch\_e“ oder „People of Colour“ und deren Aneignungs-

geschichten. Daran anschließend finden sich zahlreiche Analysen rassistischer Begriffe (etwa „das N-Wort“ oder „Zigeuner“) sowie rassistischer Gebrauchsweisen verschiedener Konzepte („Political Correctness“ oder „Toleranz“). Die beiden letzten Abschnitte beinhalten die Diskussion unterschiedlicher Modelle zur Analyse von Rassismen wie die „Critical Whiteness Studies“ oder die „post- und kontrakoloniale Diskursanalyse“ sowie eine umfangreiche Literaturliste.

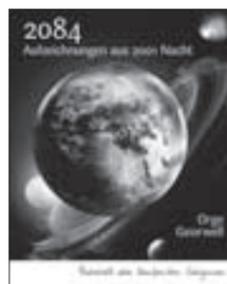
Nicht nur bewusst gewählte unkonventionelle Schreibweisen und Einschübe in Form textlich abgesetzter Begriffsklärungen machen dieses wichtige Buch zu einer Herausforderung für seine – hoffentlich zahl-reichen – Leser\_innen. Denn es verlangt und befördert Selbstreflexion gleichermaßen wie Verwirrung und (produktive) Verkomplizierung und appelliert nicht zuletzt daran, sich der eigenen Verantwortung in Zusammen-hang mit rassistischem Sprachhandeln – und damit auch den Möglichkeiten politischer Veränderung – bewusst zu werden.

**Sushila Mesquita**

*Ozonloch* scheinen aus dem Fachvokabular der Klimatologen verschwunden“, heißt es an einer Stelle. Und diesem Verschwin-den(-lassen) der Wörter oder Ersetzen durch Behaglichkeit suggerierende wie *global dimming* bei gleichzeitig zuneh-mendem Auftauchen der Denotate wird nostradamisch seherisch und hintergründig humorig nach- und vorausgespürt.

Angereichert ist der Band mit Bildern. Sie alle verleihen den Textflüssen adäquaten bildnerischen Ausdruck, wenn etwa der Müllberg als Bombe ins Bild gesetzt wird, die der Welt auf den Kopf fällt (Atila Özer) oder der Nordturm des Wiener Stephansdoms im Sinne interreligiöser Verständigung weitergebaut wird, nämlich als Minarett (Gerald Kurdoğlu Nitsche, Claudia Decassian). Wem das Wort *Kli-mawandel* zu verhüllend ist und zu sehr nach Verwandlung und Veränderung vom Schlechteren zum Besseren klingt, ist bei diesem wunderbaren Buch mit an Bord – die anderen mögen an Bord kommen.

**Günter Vallaster**



## EIN TEXT-RAUM-SCHIFF

Gerald Kurdoğlu Nitsche: „2084“ von Orge Georwell. Hg.: Roland Ranach und Bruno Gitterle. EYE Verlag: Landeck 2010. 160 Seiten; € 20,84. ISBN: 3-901735-23-2

Nachdem George Orwell das 20. Jahrhundert schon 1948 zur Gänze beschrieben hatte, ist es nun hoch an der Zeit, das 21. unter die Lupe zu nehmen: Orge Georwell liefert uns nun Aus- und Einblicke in eine Zeit, die in „Achterl“, „Neunerl“, „Sekund“ und „Grad“ gemessen wird und in der die Menschen sich den Boden unter den Füßen schon sehr heiß gemacht haben. Ein dichtes, sprachlich opulentes Werk, ja ein Text-Raum-Schiff begegnet den LeserInnen da, in dem um die Anfangsinitialen der Kapitel die Blasen blubbern, eine Art Computerstimme aus dem Off mit Namen „automatische Textanalyse“ immer wieder Korrekturkommandos

gibt und Ex-Nobelpreisträger John „Joe“ Downland die Stellung hält und Stellung bezieht zum aufhaltsamen Klimawandel und weiteren Katastrophen, die heute schon ständig unter den Teppich gekehrt werden, bis der Teppich einmal platzt.

„Arche 2“, so heißt sein Schiff – und die Aufzeichnungen sind das seismografische Logbuch, keine Dorf-, sondern eine Global Village-Chronik, ein Tagebuch der letzten Tage, in dem unter anderem von Darwins langem Bart zu erfahren ist oder von Papst Theophil II., der den Heiligen Stuhl durch einen einfachen Sessel austauscht und der Brenner-Basistunnel als mehrröhriges Nord-Süd-Fließband präsentiert wird. „Begriffe wie *Treibhauseffekt*, *saurer Regen* oder

## „EMPÖRTE ICH“ GEGEN BEZIEHUNGSABBRÜCHE

Klaus Ottomeyer, Barbara Preitler, Helmut Spitzer (Hg.): *Look I am a Foreigner. Interkulturelle Begegnung und psychosoziale Praxis auf fünf Kontinenten.* Drava Verlag: Klagenfurt/Celovec 2010. 282 Seiten; € 22,80. ISBN: 978-3-85435-618-9

An den Universitäten seien immer noch viele Autoritäten der Meinung, dass die „subjektive Bewegtheit der AutorInnen – oder mit leicht spöttischem Unterton: ihre persönliche Befindlichkeit“ in den Abschlussarbeiten und Publikationen nichts zu suchen hätte, schreibt Klaus Ottomeyer in der Einleitung. Dabei wäre doch die Thematisierung der eigenen Betroffenheit eine Möglichkeit mit Über-identifikation mit dem Gegenüber in einem Forschungsprozess und den „typischen Schuldgefühlen“ in Folge des Kolonialismus und der vorherrschenden Flüchtlingspolitik umgehen zu können. Denn: „Die Gefahr des Beziehungsabbruches infolge einer (schuld-gefühlsinduzierten) Selbstüberforderung ist in die interkulturelle Forschungs- und Helferbeziehung gewissermaßen strukturell eingebaut.“

Eine Konfrontation mit sich selbst und die Erschütterung von tief verankerten Mustern bzw. „vorbewussten Anpassungen“ sei aber möglich und notwendig. Irritationen und Angstgefühle können zwar auf dem Fuße folgen, denn es braucht viel Phantasie um ein „standing in the shoes of the others“ durchzuziehen, doch die Bewusstheit macht eben den Unterschied.

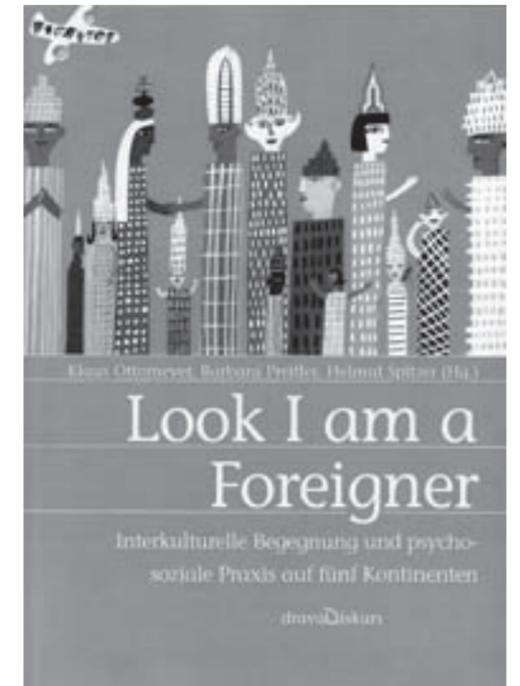
Der Sammelband *Look I am a Foreigner* spiegelt interkulturelle Begegnungen auf fünf Kontinenten wider. Beim Lesen der unterschiedlichen Beiträge wird schnell deutlich, welche stilistischen Möglichkeiten in der deutschsprachigen Literatur bevorzugt werden, um eigene Betroffenheit zu formulieren. Schon eine Ich-Figur zur Schilderung „fremder Kulturen“ zu benutzen, ist interessant. Denn wer ist dieses „Ich“? Es wird selten offengelegt, welche lebensbiografischen Zusammensetzungen des „Ichs“ für eine gewisse Betroffenheit sorgen, also wird sozusagen die Herkunft der Bewegtheit nicht genauer verfolgt.

Im antirassistischen Journalismus gibt es eine Schule, die besagt, dass eine Ich-Figur wichtig ist, damit etwa Flüchtlinge nicht in den luftleeren Raum hin ihre

persönlichsten Schicksale offen legen (müssen). Bei einigen Texten ist nun zu sehen, dass die vorherrschende literarische Form im Deutschen, die das „Ich“ benutzt, das Tagebuch zu sein scheint. Sich selbst von außen als „Fremder“ zu betrachten, ist schwierig und ungewohnt. Kommt das „Ich“ auf die Bühne des Textes, wird es oft anekdotisch, Witze oder lustige Situationen über sich selbst zu erzählen, ist noch eine gesellschaftlich anerkannte Form der Narration.

Eine andere Schreib-Ebene für Lebenswelten ist die deskriptive Abbildung, das angeblich neutrale Aufzählen von Fakten. In Sigi Stupnigs Text über seine Arbeit mit TschetschenInnen in Kärnten ist etwa schön zu sehen, wann sein eher neutral gehaltenes „Ich“ auftaucht und in welchen Textpassagen es verschwindet. Gerade bei ihm mit seinem riesigen Erfahrungsschatz im Alltag würde man sich eine offenere, freiere Schilderung von Situationen und Szenen mit den Flüchtlingen wünschen. Die notwendige Diskretion und Vorsichtigkeit im Umgang mit den verfolgten Menschen scheint sich auf seine Sprache übertragen zu haben. Nur in dem Teil „Tschetschenen-jagd in Kärnten“ spürt man sein „empörtes Ich“ durch, ohne dass das Wörtchen „Ich“ jemals vorkommt. Mit der Benutzung der Vorvergangenheit („Landeshauptmann Haider hatte...“) wird es dann richtig spannend. Gleich taucht ein gesellschaftlicher Kontext auf – ein undefiniertes „Wir“: „Wenn sich die Opfer dieser barbarischen Gewalt auf uns zu bewegen, wenn sie unter uns leben, werden wir unruhig und bestrafen die Flüchtlinge...“. Wer ist wir? Wir Österreicher? Wie moralisch sein und Gerechtigkeit einfordern? Da darf man sich selber nicht ausschließen – so verlangt es die Tradition. Man stelle sich vor, Sigi Stupnig schreibe an dieser Stelle „Ihr“, eine ganz andere literarische Form würde entstehen – die einer berechtigten Anklage!

Die meisten AutorInnen des Bandes wählten eine Mischung von Ich-Erzählung



und allgemeinen Deskriptionen. Nur im Text von Sigrd Zeichen gibt es ein explizites „Du“ – das Flüchtlingsmädchen Hana. Selten findet sich ein „Ich im Wir“ einer Gesellschaft und ihrer Geschichte – schön zu lesen etwa in Helmut Spitzers Schilderung der Lebensumstände alter Menschen in Uganda und Tansania. „Als Gott woanders schlief“ ist sein literarischer Titel über den Völkermord in Ruanda.

Bei all diesen spannenden Begegnungen und Erzählungen würde man sich mehr Mut zu unterschiedlichen schreiberischen Ausdrucksformen wünschen, die ja ruhig Mischformen sein können, Fragen offen lassen, Stimmungen und Atmosphären schildern. Als eine, die seit zehn Jahren versucht „den ÖsterreicherInnen“ Flüchtlinge schreiberisch näherzubringen, weiß ich wie schwierig das ist, dennoch könnte man doch einfach mehr experimentieren. Das macht Spaß.

**Kerstin Kellermann**

## IM OKTOBER 2010

Schwer hat man es als ein Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn der Sommer, der nicht wirklich einer war, endgültig vorbei ist. Der Spätwinter ist praktisch direkt in einen Frühwinter übergegangen. Dazwischen war eigentlich nur die Fußball-Weltmeisterschaft. Aber die wahren Sensationen haben nicht auf dem grünen Rasen stattgefunden. Nicht im Stadion von Johannesburg, sondern im Sea-Life Aquarium in der deutschen Stadt Oberhausen hat sich das Wunder zugetragen. Dort hat die Krake „Paul“ den Ausgang aller WM-Partien vorhergesagt. Der Genosse Rotlauf hat gemeint, wenn der Tintenfisch sich beim Fußball so gut auskennt, wird er das bisschen Wirtschaftswissenschaften für Konjunkturprognosen auch bald draufhaben. Der Herr Grünlinger hat gemeint, bei einer solchen Treffsicherheit in Ökonomiefragen wäre dann locker der Wirtschafts-Nobelpreis drin. Der Kommerzienrat Schwarzschanerl hat gleich gefragt, ob das liebe Viecherl auch privatisiert werden kann oder weiter im gemeinwirtschaftlichen Kerker schmachten muss. Den Kameraden Brauntresch hat das auch sehr interessiert, aber der Trottel wollte wohl von der Krake nur die Zahlen der nächsten Lottoziehungen erfahren. Der Kommerzienrat hat den Brauntresch darauf hingewiesen, dass der Tintenfisch Ausländer ist und daher praktisch nur für ihn arbeiten darf! Beim Thema Ausländer hat der Herr Grünlinger eingeworfen, dass die meisten Ausländer in Österreich die Deutschen sind: Kellnern in Tirol und Uni-Verstopfen in Wien.

Deutsche und Ausländer – das war auch ein Hauptthema bei uns am Stammtisch.

Nämlich wie das Buch „Deutschland schafft sich ab“ vom Banker und früheren Berliner SPD-Finanzsenator Thilo Sarrazin erschienen ist. Der Grünlinger hat nur gesagt: „Tilo Berlin! Thilo Sarrazin! Banker, Gauner, Oberidioten! Ich verweise auf die Klugheit des Wiener Dialektes, der das Wort Dillo in allen Schreibweisen für das Schimpfwort Volltrottel verwendet!“ Da hat sich der Rotlauf zu Wort gemeldet und gegen die Vererbungsthesen vom Sarrazin polemisiert: „Wenn ich Sarrazin heiß, halt ich beim Thema Zuwanderung das Maul! Schön langsam glaub ich, die ganzen Tilos und Thilos sind die Väter und Großväter aller Kevins dieser Welt! Das wäre ein Beweis dafür, dass sich Dummheit wirklich vererbt.“

Womit wir beim genetischen Erbe waren. Da ist in der Gratiszeitung gestanden, dass Adolf Hitler abstammungsmäßig kein Germane war, sondern ein nordafrikanischer Berber mit etwas Judenblut! Hat der Rotlauf den Brauntresch gefragt, ob die nächste Ausgabe des nationalen Mölzer-Blattls „Aula“ den Aufmacher „Die Wahrheit auf dem Tisch: Massenmörder war Semit!“ haben wird? Der Kamerad hat betroffen geschwiegen – sein Führer ein vaterlandsloser Geselle?

Zurück zum Sarrazin! Der Brauntresch hat gemeint, dass der Kerl so aussieht wie der tschechische Staatspräsident Vaclav Klaus – und da müsste man noch einmal über die Benesch-Dekrete reden! Hab ich natürlich widersprechen müssen! Der Sarrazin ist ein gescheiter Kerl! Er hat in früheren Büchern gegen die bildungsferne Unterschicht gewettert – und der Brauntresch hat gar nicht kapiert, dass damit er gemeint war! Ich kann mich noch gut erinnern, wie

begeistert er vor zehn Jahren vom Chef war. Aber glaubst du, liebes Tagebuch, er wäre einmal ins Haider-Museum nach Kärnten gefahren? Kein Wunder, dass das jetzt wegen Besuchermangel schließen musste. Spott und Hohn haben diese Fs dem Chef noch ins Grab nachgekübelt – wie der FPÖ-Gemeinderat Gerald Ebinger, der vor hmhm Managern erklärt haben soll: „Wir sind die einzige Partei, die 17 Jahre lang von einem Schwulen geleitet wurde.“

Was sonst noch los war? Die erste KHG-Einvernahme hat neun Stunden gedauert. Kein Wunder bei der Antwort auf die Frage nach dem Namen am Anfang: „Wie Sie sicher wissen – ob von meiner Homepage, die erst eine illustre Honoratiorenrunde ermöglicht hat, oder von einem der vielen Bildberichte in den Medien –, bin ich nicht nur der fescheste Mann von Kärnten, sondern sogar von ganz Österreich, der mit der Fiona verheiratet ist, und als bester Finanzminister aller Zeiten mache ich auch in der Badehose eindeutig gute Figur, weil mir die weiße Weste so in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass ich sie auch beim Schwimmen nicht ausziehen kann, was insofern nichts ausmacht, weil mir das Wasser ohnehin bis zum Hals steht, was wieder einmal für meine absolute Sauberkeit in allen Dingen steht, besonders aber für die Abwicklung der Privatisierungen, die ich nicht irgendetwas habe durchführen lassen, sondern alte Vertrauten, die mit dem Schmiergeld sicher nicht durchgehen und in Liechtenstein und in der Karibik so manches Konto eröffnet haben mit dem Namen Mandarine, damit ich als Orange den Namen nicht vergesse, weil ich ja damals noch beim Haider war und noch nicht beim Schüssel, wie gesagt: alles absolut sauber, und das mit meiner Schwiegermutter und dem Meischberger ist ein haltloses Gerücht, also sagen Sie Karl-Heinz Grasser zu mir!“

Das noch: Bei dem, was die Leute für Haustiere halten – eine ist daheim von ihrer Pythonschlange gebissen worden –, muss man froh sein, dass die Saurier ausgestorben sind! Der Amoklauf als Freizeitgestaltung hat die Grenzen der Unterschicht verlassen und ist in Akademikerkreise eingedrungen. Kampfhunde beißen nach wie vor Kinder. Beim Helmut Elsner war die digitale Fußfessel nicht bügelzimmertauglich. Angeblich zahlen Eltern jährlich 126 Millionen Euro für Nachhilfe – warum merkt man das dann nicht an ihren Kindern? In einer Entfernung von 20 Lichtjahren ist „Gliese 581g“ entdeckt worden, ein erdähnlicher Planet – ob es dort auch eine „Kronen Zeitung“ gibt?



# INFORMATION. RASCH. UMFASSEND.

- Die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

## ANRUFEN

**Servicetelefon 0800-222-666**

Montag bis Freitag 8-18 Uhr (gebührenfrei)

## SCHREIBEN

**Bundeskanzleramt, Bürgerinnen- und Bürgerservice**

Ballhausplatz 1, 1014 Wien

Fax: +43 1 531 15-4274

E-Mail: [service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)

## HINGEHEN

**Servicezentrum: HELP.gv.at**

Informationen, Beratung und Unterstützung

zu E-Government und Bürgerkarte

Montag bis Freitag 9-17 Uhr

Ballhausplatz 1 (Eingang Schauflergasse), 1014 Wien

## INTERNET

**[www.bundeskanzleramt.at](http://www.bundeskanzleramt.at)**



Erscheinungsort Innsbruck  
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck  
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 76  
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt  
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:  
Initiative Minderheiten  
Gumpendorfer Straße 15/13  
A-1060 Wien

